Otto Erich Hartleben

Vom gastfreien Pastor

Von Otto Erich Hartleben ist im gleichen Verlage erschienen:

Angele. Comödie. 1891. II. Auflage 1905.

Die Serényi. Zwei verschiedene Geschichten. 1891. VI. Auflage 1905.

Der Frosch. Familiendrama nach Henrik Ipse. 1891. III. Auflage 1901.

Hanna Jagert. Comödie. 1893. II. Auflage 1901.

Die Erziehung zur Ehe. Comödie 1893. III. Auflage 1902.

Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe. 1893. XVIII. Auflage 1907.

Ein Ehrenwort. Schauspiel. 1894. II. veränderte Auflage 1902.

Meine Verse. (Gesamtausgabe.) 1895. III. Aufl. 1906.

Vom gastfreien Pastor. 1895. XXIV. Auflage 1908.

Der römische Maler. Novellen. 1898. VI. Aufl. 1906.

Die Befreiten. Ein Einakter-Zyklus. (Inhalt: Die Lore — Die sittliche Forderung — Abschied vom Regiment — Der Fremde). 1899. III. Aufl. 1905.

Ein wahrhaft guter Mensch. Comödie. 1899. II. veränderte Auflage 1905.

Rosenmontag. Eine Offiziers-Tragödie. 1900. XVIII. Auflage 1907.

Der Halkyonier. Ein Buch Schlussreime. 1904.

Im grünen Baum zur Nachtigall. 1905. Ein Studentenstück.

Diogenes. 1905. Fünf Szenen einer Comödie.

Vom gastfreien Pastor

von

Otto Erich Hartleben

Dreiundzwanzigste Auflage

S. Fischer, Verlag, Berlin
1908

Seinem lieben

THEODOR SCHWARZ

in Leipzig

mit fröhlichen Grüssen!

ROM, Mai 1895.
BERLIN, November 1897.
BERLIN, November 1899.

INHALT

Vom gastfreien Pastor

I.

Menschen, welche niemals Referendar gewesen sind, flössen mir eigentlich stets ein unbegrenztes Misstrauen ein. Ich kann mir nämlich gar nicht vorstellen, wie in solchen Menschen jenes wünschenswerte, gesunde Gefühl für die persönliche Würde heranreifen kann, das ich den Vater aller Tugenden nennen möchte.

Hab ich es doch an mir selber erfahren. Ich hatte es als Student, selbst in den höchsten Semestern, niemals zu einem Zustande des Bewusstseins gebracht, der auch nur annähernd den Namen Würde verdient hätte. Zu den Gaben, welche mir die gütige Natur versagt hat, zählte ich das Talent zur Feierlichkeit. Mit bitterem Neide sah ich

auf die Menschen, welche, mit diesem Talente geschmückt, keines weiteren zu bedürfen schienen. — Und doch! Kaum war ich Referendar — so fing ich auch bereits an, mir selber von Tag zu Tag mehr Achtung abzunötigen, und es dauerte gar nicht lange, da war ich, wenigstens wenn ich mir Mühe gab, und zumal wenn die weite Robe des Gerichtsschreibers meine jungen Glieder umrauschte, sehr wohl im stande, mich selber für den Königlich Preussischen Beamten zu halten, den zu markieren mir das Schicksal vorschrieb. Es ist nicht zu sagen, wie eminent erzieherisch solch ein innerer Vorgang wirkt! Ich war noch keine sechs Monate Referendar, als ich bereits mit ungeheucheltem sittlichen Abscheu auf die Opfer der Alimentenprozesse herabzublicken gelernt hatte. —

Der Ort, an dem sich diese ethische Wandlung in mir vollzog, war Stolberg am Harz. Die stolzeste Erinne-

rung, die ich aus jenem lieblichen Waldthal ins Leben mitgenommen habe, will ich hier gleich vorwegnehmen — gewissermassen in Sicherheit bringen. Man denke: Albert Träger, der deutsche Dichter Albert Träger, damals noch Rechtsanwalt in Nordhausen, kam eines Tages, um jemanden vor unserm Schöffengericht zu verteidigen, und bei dieser Gelegenheit hat er mich damals wiederholt „Herr College" genannt. Auf Ehre! Man muss so etwas gefühlt haben, um es zu begreifen.

Stolberg liegt an einer Postchaussee, die aus der nahen Ebene aufsteigt und weiter ins Gebirge führt. Gleich hinter den alten und schiefen, so wunderlich malerischen Häusern und Hütten, die da rechts und links an dieser Postchaussee liegen, steigen sofort die Berge hinauf, die fast von unten an bewaldet sind.

Eng und begrenzt wie diese örtliche Lage Stolbergs ist auch der

Sinn und das Gehirn der armen Stolberger. Sie kommen nicht heraus. Draussen, in der ebenen Grossstadt, befällt sie Platzfurcht, und wenn es wirklich einmal einer fertig bringt, draussen im Strome mit zu schwimmen — lange hält er's nicht aus, und führen ihn schliesslich Heimweh, Sehnsucht oder andere profanere Mächte in die Vaterstadt zurück, so kann man sicher sein, dass er es inzwischen zum Ortsarmen gebracht hat, den die heimische Gemeinde zu unterhalten verpflichtet ist.

Dem Fremden, der in Stolberg einzieht, fällt es sofort unangenehm auf, wie zahlreich kleine, verkümmerte Kretins, kröpfige Untiere aller Art aus dem Kot der Strasse hervorzukriechen scheinen. So erhält er gleich ein richtiges Bild von dem Menschenschlage, der in diesem schönen Erdenwinkel gedeiht.

Hoch oben über der Stadt, diese weithin beherrschend, ragt aus

schwarzen Tannen das Schloss auf. Ein weitläufiger Komplex verschieden alter weissgetünchter Häuser mit hohen Schieferdächern, zahllosen Mansardenfenstern und niedrigen, klotzigen, achteckigen Türmen — so steht es da oben und scheint eine Stadt, eine Welt für sich zu sein.

In diesem Schlosse haust seit Menschengedenken das Geschlecht der „regierenden" Grafen von Stolberg-Stolberg, ein Geschlecht, so alt und vornehm, wie der liebe Gott kaum selber. Eine schier unendliche Reihe edler und grosser Herren hat hier gesessen und — geherrscht.

Jeden Nachmittag, punkt zwei Uhr, fährt, solange es eine Geschichte giebt und eine Überlieferung unter den Menschen, der jeweilig Regierende mit seiner Gemahlin im offenen Wagen oder Schlitten, von zwei feurigen, schwarzen Rossen gezogen, den Berg herab durch die Stadt. Es geschieht dies einer-

seits der Gesundheit wegen, hauptsächlich aber, um die ehrfürchtigen Begrüssungen der oben geschilderten „Unterthanen“ erwidern zu können und das freundliche Verhältnis zu diesen dadurch aufrecht zu erhalten.

Ganz erstaunlich ist es und nahezu unglaublich, wie vornehm die Grafen von Stolberg-Stolberg sind! Und wie vornehm sie zu allen Zeiten gedacht und gefühlt haben. Man erzählt sich davon viele und herrliche Beispiele. Waren sie doch beispielsweise die einzigen unter dem hohen Adel Deutschlands, die damals, als der streberhafte „regierende Graf von Habsburg“, der nachmalige König Rudolph, sich so weit vergessen hatte, einen ganz gewöhnlichen Priester auf sein Pferd zu setzen — eine Begebenheit, die durch Friedrich von Schiller dann in weitere demokratische Kreise getragen wurde — den Mut besassen, mit jenem wegen dieser unerhörten Taktlosigkeit jeden offiziellen Verkehr abzubrechen.

Ein Stolberg-Stolberg soll auch zur Zeit der Bauernkriege, als sich eines Tages, kurz vor zwei Uhr Nachmittags, ein wütender, blutdürstiger Haufe hungernder Bauern zum Schlosse gewälzt hatte, ruhig das Fenster geöffnet, seinen Schnurrbart gedreht und ihnen erklärt haben, dass es ein für allemal nicht zu seinen Gewohnheiten gehöre, mit Leuten ihres Standes persönlich zu verhandeln; ausserdem müsse er gleich spazieren fahren — worauf dann die Bauern natürlich tief beschämt und begossen wieder abzogen.

Der zur Zeit „regierende“ Graf heisst, wenn ich mich recht entsinne, Adolph XXIV. Denn — so unwahrscheinlich es klingt — auch in dieser erlauchten Familie gehen immer zwölf auf ein Dutzend, also vierundzwanzig auf zwei Dutzend.

Adolph XXIV. ist ein seelensguter alter Herr, wohlthätig und sparsam, edel und milde. Er reiht

sich würdig den hehren Gestalten seiner Vorfahren an und ist in keiner Beziehung ein Neuerer. Seine Grundstimmung ist eine tiefe, aber harmonisch abgetönte Melancholie; er hat auch wahrlich Grund genug, sich über die Zeit, in der zu leben er gezwungen ist, zu beklagen. Zwar hat er selber ja das Schreckliche nicht mehr erlebt, nämlich dass die durch Gottes Gnade seinem Stamme verliehene Souveränetät diesem im Verlaufè schnöder, profaner Zeitereignisse plötzlich abhanden kam; er hat es selber nicht erlebt, aber er hat den ganzen ungeheuren Schmerz über dieses unerforschlich-furchtbar-tief-geheimnisvolle Geschehnis gleichsam vererbt bekommen. Wie versteinert liegt auf seinen offenen, sanften Zügen die erstaunte Frage: wie ist es möglich, dass Stolberg-Stolberg nicht mehr mitgezählt wird unter den deutschen Staaten — Wie ist es möglich, dass ich, Adolph XXIV., nicht mehr

mitgelernt werde von den deutschen Schulbuben — wie ist es möglich? Sein hochseliger Vater, dessen Namen und Nummer ich vergessen habe, war wenigstens im Anfang seiner Regierung noch mitgelernt worden: später, als er mediatisiert war, pflegte er sich dann mit dem Gedanken zu trösten, dass ihn wenigstens die gute, die alte Generation noch — auf der Schule „gehabt" habe.

Auch Adolph XXIV. sucht sich in seiner Weise zu trösten. Er macht das so. Wo er auch immer in der Umgebung seines Schlosses einen Pfahl oder aufrecht stehenden Balken findet, der zu irgend welchen Verkehrszwecken dient — zum Beispiel eine Tafel zu tragen, auf der geschrieben steht: „Verbotener, herrschaftlicher Weg." — da lässt er ihn flugs mit den „Landesfarben" — gelb und schwarz — bemalen!

Das ist doch immer etwas, und

der Preussische Staat in seiner bekannten liebenswürdigen Jovialität lässt sich das ruhig lächelnd gefallen und gönnt dem guten Adolph dies „landesherrliche" Vergnügen.

Die Salamander sind in der Grafschaft Stolberg-Stolberg ebenfalls gelb und schwarz, doch ist es eine böswillige Verläumdung, wenn erzählt wird, der Graf liesse auch sie anstreichen. Vielmehr thut man gut, diesen Umstand einfach auf eine besonders devote Gesinnung der fraglichen Bestien zurückzuführen. — —

Mit mir ist Adolph böse. Und im Grunde kann ich es ihm nicht verdenken. Ich war nämlich, solange die Welt steht, der erste Referendar, der nach Stolberg kam und ihm keinen Besuch machte. Das heisst, Pardon: Besuch . . es handelte sich eben nicht um einen Besuch, sondern um eine Audienz, um die man schriftlich einkommen musste. Man wurde dann auf eine bestimmte Stunde be-

fohlen, und nachdem man diese bestimmte Stunde lang im Frack gewartet hatte, wurde einem durch eine gelbschwarze Hofschranze mitgeteilt, dass Illustrissimus von den heutigen Audienzen schon zu ermüdet sei und . . nun ja: man möchte ein andermal wiederkommen.

Solche Vergnügungen haben für mich nun immer verflucht wenig Reiz gehabt, und ich verzichtete daher leichten Herzens darauf. Die Folge war, dass man alsbald bei Hofe von mir als von einem revolutionären Verbrecher sprach und die Frage in ernstliche Erwägung zog, ob man nicht durch eine diplomatische Intervention beim Königlichen Hofe zu Berlin die gestörte Ordnung wieder herstellen, beziehungsweise Genugthuung fordern solle. Man kam jedoch von diesem Gedanken wieder ab, weil man sich überlegte, dass die Hohenzollern doch noch ein zu junges Geschlecht seien, als dass man sich mit ihnen

in einen standesgemässen Connex setzen könnte.

Statt dessen wusste man es durchzusetzen, dass die „guten“ Stolberger Familien mich nach und nach boykottierten, das heisst, auf meinen Besuch hin nicht mehr einluden. Wer mich kennt, wird nun denken, hierauf hätte ich es eigentlich abgesehen gehabt, aber ich kann auf Ehrenwort versichern, dass ich auf eine solche Wirkung ursprünglich nicht zu hoffen gewagt hatte, sondern sie später als reine, unverdiente Gnade empfand.

— — — — — — — — — — —

Aber was red' ich denn so viel von Stolberg-Stolberg; ich will ja eine Geschichte erzählen, die Geschichte vom gastfreien Pastor.

II.

Der einzige Freund, den ich in Stolberg zurückgelassen habe und mit dem ich jetzt noch hin und wieder fröhliche Karten wechsele, ist merkwürdigerweise der Hôtelbesitzer und Weinhändler Eberhard. Bei ihm, in dem alten Gastzimmer, fand ich bald die Gemütlichkeit, um die mich die „Gesellschaft" Stolbergs durch Verschliessung ihrer „Häuslichkeit" zu bringen den Versuch am untauglichen Objekte gemacht hatte.

Es war etwas Besonderes, dieses alte Gastzimmer. Es hatte seine verborgenen Tiefen und gefährlichen Heimlichkeiten wie ein Buch von Friedrich Nietzsche. Da ging es plötzlich ein paar Stufen in die Höhe, dann wieder unvermutet um

die Ecke, und auf einmal stand man staunend vor einem niedrigen, breiten Block oder Kasten, der in seiner geheimnisvollen Einfachheit alles begriffsmässige Denken zu suspendieren drohte. Man atmete erleichtert auf, wenn einem Eberhard nach Aufheben eines ungeheuren Deckels den Einblick in ein friedliches Lager von Rotspohn und Cigarren gewährte.

Den Mittelpunkt dieses alten romantischen Raumes bildete natürlich der Stammtisch der Honoratioren von Stolberg. Dieser Stammtisch, an dem sich die Hausväter der „guten“ Familien kaum sehen liessen, bildete gewissermassen den Hort der geistigen Opposition gegen das regierende Grafenhaus. Da residierte und räsonnierte der alte Oberstabsarzt mit dem riesigen Rittmeister-Schnauzbart und gab mit seinem blutigen Witze, dem ausser dem Weberschen Demokritos nichts heilig war, den Ton an. Dann war

da der Amtsanwalt, der sich seine Weltanschauung aus Johannes Scherr gebildet hatte, dabei aber äusserlich ein korrekter, förmlicher Beamter geblieben war, der immer recht hatte. Er besass eine grosse natürliche Beredsamkreit, und da er ausserdem ein guter und gescheiter Mensch war, so verkehrte ich mit ihm trotz mancher wunderlichen Schrulle, die ihm eigen war, am allerliebsten. Er war nicht in dem Thal geboren, sondern viel herumgekommen, und besass eine Freude an Paradoxen, die durchaus nicht kleinstädtisch war, durch die er sich vielmehr in den Ruf einer dämonischen Natur gebracht hatte.

Der Oberstabsarzt, der Amtsanwalt und ich hatten uns bald gefunden und bildeten demnächst stillschweigend einen engeren Ring und den eigentlichen Stamm des Stammtisches. Wir verstanden einander alsbald schon durch Blicke und rächten uns für unseren Zwangs-

aufenthalt in diesem Wust von Rittertum und Pfäfferei, wie wir das fromme Stolberg ein für allemal getauft hatten, durch manches feinere oder gröbere Possenspiel, in dem wir die Rollen mit eingeborenen Stolbergern besetzten.

Unserer ganz besonderen Beachtung erfreute sich der junge Pastor Viemeyer, der dritte Geistliche am Ort. Er war der Sohn des Stolberger Materialwarenhändlers Viemeyer und vereinigte in sich so ziemlich alle glänzenden Eigenschaften des Stolberger Nationalcharakters. Seit einigen Jahren war er verheiratet und bewohnte den zweiten Stock seines geräumigen Elternhauses; parterre war der Laden, und eine Treppe hoch wohnten die Alten.

— — — — — — — — — — — —

Eines Abends im Hochsommer war das Eberhardsche Gastzimmer überfüllt. Es waren viele Fremde in Stolberg, und so herrschte ein

ungewohntes Leben. Der Oberstabsarzt und der Amtsanwalt spielten mit dem Pastor Viemeyer Skat um die Zehntelpfennige. (Höher spielt kein Stolberger.) Ich sass bei einer Flasche Moselwein in dem grossen Ledersessel und sah zu. Der Pastor war schlechter Laune, er hatte schon gegen dreissig Pfennige verloren.

Da schlug es Neun, und alsobald fuhr regelmässig wie jeden Abend die Post vor. Alle Stolberger stürzten nach uralter Sitte an die Fenster. Pastor Viemeyer gab mir schnell seine Karten, und es gelang mir, in der Eile einen Null-ouvert für ihn zu verlieren.

Der Post entstiegen zwei Damen, die jetzt unter Eberhards Führung in das dichtbesetzte Gastzimmer traten, eine ältere und eine junge — wie es schien, Mutter und Tochter. Eberhard wusste einen Platz für sie ausfindig zu machen, und sie bestellten sich das Abendessen.

Die jüngere Dame war eine pikante Erscheinung: sehr schlank, fast mager mit vollem, üppigem, blassrotem Haar, ein paar dunklen, wie versteckten Augen und frischen, starken Lippen. Ein eigentümlicher Reiz ging von ihr aus . .

Die ältere Dame war sehr dick und behäbig. Ihre lebendigen Augen blickten freundlich und liebenswürdig allen Menschen ins Gesicht. Beide waren mit grossstädtischer Eleganz gekleidet.

Während ich mir sie in aller Ruhe besah und mich zugleich an der Neugier aller andern erfreute, verlor der Pastor ein Spiel nach dem andern. Denn das war zu viel für ihn: diese beiden Damen, die so plötzlich da hereingekommen waren, und über die man doch nun nachdenken musste, und dabei Skat spielen — nein! Das war zu viel für ihn.

— Vergeben Sie so viel Sünden, wie Sie Lust haben, Herr Pastor,

aber hier die Karten nicht! — schnauzte der Oberstabsarzt und warf die Karten auf den Tisch.

Jetzt fragten die Damen Eberhard nach einem Zimmer. Der aber zuckte in grösster Höflichkeit die Achseln, bedauerte unendlich und versicherte, dass er für diese Nacht schon alles, alles vergeben habe, sogar das Billard, auf dem zwei Touristen aus Sondershausen schlafen würden.

— Aber was machen wir denn da? —

— O, Sie werden schon noch unterkommen, gnädige Frau. Ich werde Ihnen nachher Friedrich mitgeben; der wird Sie in eins der andern Gasthäuser bringen; irgendwo wird wohl noch Platz sein. —

Als die beiden Damen mit Essen fertig waren, gingen sie mit Friedrich.

Kaum waren sie draussen, sagte ich:

— Herr Pastor, ich begreife Sie nicht. —

— Wieso? —

Ich hatte einen Blick mit dem Amtsanwalt gewechselt. Er hatte mich verstanden, und indem er seine Karten musterte, sagte er:

— Ja, ich muss auch sagen, Herr Pastor, manchmal sind Sie mir ganz unverständlich.

— Aber was denn?

Der Oberstabsarzt hatte die Situation überschaut. Er drehte seinen Riesenschnauzbart und meinte:

— Ja, unser Pastor ist eine Sphinx.

— Aber meine Herren, was wollen Sie denn? —

Nun kam ich wieder dran:

— Ja, mein lieber Herr Pastor, wenn Sie das nicht fühlen . . .

Dann der Amtsanwalt, der den Faust gern citierte:

— Wenn Ihr's nicht fühlt: Ihr werdet's nie erjagen!

Und schliesslich wieder der Oberstabsarzt:

— Schad't nichts, Herr Pastor: wenn's Herz nur gut ist, Hauptsache ist, dass 's Kind Luft hat. —

— Nämlich — sagte ich — Sie haben sich da eine der herrlichsten Gelegenheiten entgehen lassen, der Aussenwelt zu erweisen, was die Stolberger für weltmännische und liebenswürdige Menschen sind. In Ihres Vaters Hause sind viele Wohnungen: wie Sie hörten, dass Eberhard für die Damen kein Zimmer mehr hatte, mussten Sie als Stolberger Patriziersohn aufstehn, sich den Damen vorstellen und sie bitten, gütigst bei Ihnen absteigen zu wollen; sehen Sie, das mussten Sie thun. Gastfrei, Herr Pastor! Immer hübsch gastfrei!

— Ja, ja, — fügte der Amtsanwalt hinzu, — schon die Alten schätzten die Gastfreundschaft für eine Tugend. Aber freilich: das waren Heiden.

— Jawohl, — knurrte der Oberstabsarzt, — liebe deinen Nächsten, aber halte ihn dir vom Leibe. —

— Also, Sie meinen wirklich, meine Herren . . .

— Reden wir nicht mehr davon, die Sache ist erledigt. Jetzt werden die Damen schon in irgend 'ner Winkelherberge untergekrochen sein — sagte der Amtsanwalt und fügte in gleichgültigem Tone hinzu: — Es thut mir nur leid um die schöne Notiz, die ich an den „Hannoverschen Courier" hätte senden können: Unser Städtchen erfreut sich in diesem Sommer einer ganz besonderen Beliebtheit beim verehrlichen Reisepublikum. Der Zudrang ist augenblicklich ein so grosser, dass er nur durch die selbstlose Opferwilligkeit unserer privaten Mitbürger, an ihrer Spitze der Herr Pastor Viemeyer ... Schade, wirklich schade ... Übrigens: Tourné. —

Man spielte weiter. Der Pastor war tief niedergeschlagen.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen die Damen jammernd zurück. Friedrich berichtete, dass alles besetzt sei — auch alle Billards, fügte er gewissenhaft hinzu. Eberhard

war ratlos, die jüngere Dame dem Weinen nah.

Aber nun kam unser Pastor. Wie die Damen wieder erschienen, hatten wir ihn nur stumm und mahnend angesehen. Er stand auf.

— Gestatten Sie . . mein Name ist Viemeyer. —

Erstaunt blickten die beiden Damen auf und — lächelten. Die Viemeyerschen Verbeugungen waren berühmt.

Er erklärte ihnen nun, dass er Seelsorger sei. — Auch bin ich verheiratet und wohne im Hause meiner Eltern, gleich hier links an der Ecke. — Schliesslich lud er sie dann höflichst ein, vorlieb nehmen zu wollen u. s. w., mit einem ganzen Schwall kleinbürgerlicher Redensarten.

Es entstand eine atemlose Stille. Das ganze Gastzimmer hatte schweigend die Scene verfolgt, die guten Stolberger sahen mit Stolz auf ihren jungen Pastor und bewunderten seine weltmännische Kühnheit.

Als er geendet, sahen die beiden Damen sich an, lächelten noch einmal flüchtig, und dann nahm die Ältere von ihnen die Einladung mit würdevollen Worten an.

Ganz glücklich, triumphierenden Blickes, zog der Pastor mit ihnen ab. —

Wir drei aber knobelten — nachdem sich der Schwarm verlaufen hatte — zur Feier eines solchen Tages noch drei Flaschen Sekt aus. Ich fing sie alle drei.

III.

Den Damen schien es im Hause des gastfreien Pastors ganz gut zu gefallen, sie blieben ziemlich acht Tage da. —

Am Tage vor ihrer Abreise traf ich sie zufällig auf einem Spaziergange; er mit der alten Dame voran, seine Frau und das junge Mädchen vergnügt hinterher. Ich grüsste achtungsvoll, ging aber schnell vorüber, denn ich verspürte einen plötzlichen, unmotivierten Drang, zu lachen. —

Solange die Fremden bei ihm wohnten, liess sich der Pastor am Stammtisch nicht sehen. An dem Abend, wo sie abgereist waren, kam er.

Er war ganz voll von ihnen und erzählte eifrig drauf los. Die alte

Dame — übrigens war sie noch gar nicht so alt, höchstens 50 — war die Witwe eines Oberförsters, die nach dem Tode ihres Mannes nach Magdeburg gezogen war und dort ein Mädchenpensionat eröffnet hatte, das nun schon zwanzig Jahre bestand und sehr gut ging. Das junge Mädchen, eine Gutsbesitzerstochter aus der Umgegend von Magdeburg, war bei ihr in Pension. Ach, und beides wären so reizend liebenswürdige Damen, wirklich, sie hätten eine entzückende Woche verlebt. Er war ganz begeistert.

— Sehen Sie, meine Herren — rief er aus — ich bin ja gewiss ein guter Stolberger und liebe mein schönes Vaterland wie einer, aber ich muss doch sagen: hin und wieder ist so ein Hauch von aussen riesig erfrischend. Sie können sich zum Beispiel gar nicht vorstellen, wie bildend der Umgang mit den Damen speziell auf meine liebe Frau gewirkt hat, die ja noch nie aus Stolberg herausgekommen ist.

– Und ausserdem hat die Sache für mich noch einen sehr praktischen Erfolg gehabt. Nämlich beim Abschied hat uns die Frau Oberförster eingeladen, falls wir jemals nach Magdeburg kämen, doch ja bei ihnen abzusteigen; sie bewohnten ein ganzes Haus für sich, 3 Etagen .. und wären immer auf Besuch eingerichtet. Wie sie das sagte, hielt ich es bloss für eine liebenswürdige Höflichkeit, denn wie sollten wir jemals aus unserm schönen Stolberg herauskommen? Nachher ist mir erst eingefallen, dass ja im nächsten Monat die Provinzialversammlung des Vereins für innere Mission in Magdeburg tagt. Ich hatte zwar eigentlich nicht die Absicht, hinzufahren, denn sowas kostet immer schrecklich viel Geld — aber unter diesen Umständen —: selbstverständlich fahr' ich hin! Nicht wahr, meine Herren, das würden Sie doch auch thun? —

Wir drei hatten uns längst angesehen und verständigt.

— Aber sicher! — sagte der Oberstabsarzt.

— Ich führe sofort! — behauptete der Amtsanwalt.

— Und Sie, Herr Referendar? —

— Ich? — Wenn ich nicht preussischer Beamter wäre, würd' ich mich überhaupt in der Pension fest anstellen lassen. Als Syndicus oder so.

Pastor Viemeyer lachte:

— Ach, Sie Schäker — nicht wahr? Die Kleine war nett? Wissen Sie, wie sie in der Pension genannt wird? — Lilith! —

— Na also. —

— Wir lachten alle, und der Abend schloss wiederum in Fröhlichkeit.

IV.

Wenn ein Stolberger Pastor nach Magdeburg fährt, so ist das ungefähr eine Begebenheit, als wenn unsereins Venezuela besucht. Schon vierzehn Tage vor dem Beginn der Provinzialversammlung des Vereins für innere Mission unterhielt uns Pastor Viemeyer von nichts anderem als von seinen Vorbereitungen zur Reise. Das erste, was er sagte, wenn er abends an den Stammtisch trat, war etwa: — Wissen Sie, ich hab' es mir überlegt: ich werde doch keinen Koffer nehmen, sondern meine grosse gestickte Reisetasche von meiner Mutter; wissen Sie, es ist so'n Adler drauf, d. h. eigentlich ist es kein

Adler . . es sieht mehr so aus wie eine Wildsau . . . —

Wir kannten die Tasche.

Mit ihr bestieg er denn auch schliesslich eines schönen Tages die Postkutsche und fuhr nach Nordhausen. Jetzt kann man schon von Rottleberode an mit der Bahn fahren.

— — — —

Schon nach drei Tagen war er wieder da. Bleich und verstört trat er an den Stammtisch. Er setzte sich still in eine Ecke und gab auf alle Fragen nur kurze, ausweichende Antworten. Dabei trank er ziemlich schnell einen Schoppen nach dem andern und zwischendurch, was sonst gar nicht seine Art war, mehrere Schnäpse. Doornkat.

Schliesslich, ziemlich spät in der Nacht, als alle andern gegangen und wir drei Säulen des Stammtisches mit ihm allein waren, fasste er sich ein Herz und erzählte:

— Ach, meine Herren! Wir Stolberger sollten wirklich unsre schöne Vaterstadt nicht verlassen. Ich bin

nun kaum hinausgekommen, und schon ist ein fürchterliches Unglück über mich hereingebrochen. Und was das Schlimmste ist, ich verstehe es gar nicht . . ich kann es mir nicht erklären . . ich weiss gar nicht, was mir eigentlich passiert ist. Also bitte hören Sie mich an: ich werde ganz ruhig erzählen. Bevor ich fortfuhr, hatte ich zwei Tage früher einen Brief an die Frau Oberförster geschrieben, dass ich dann und dann ankäme. So fand ich denn alles zu meinem Empfange bereit. Es war nachmittags so gegen fünf Uhr, als ich ankam. In einem Salon, eine Treppe hoch, fand ich das ganze Pensionat beim Kaffee versammelt. Ich wurde wie ein alter Freund begrüsst, mit einer ungenierten Herzlichkeit . . wirklich sehr nett. Überhaupt herrschte in der Pension, wie ich gleich von Anfang an bemerkte, ein viel freierer und ungenierterer Ton, als wir ihn hier gewohnt sind. Hier bei meinem Amts-

bruder Pfitzner zum Beispiel geht alles unendlich viel steifer zu. Da merkt man eben die Grossstadt. — Also ich musste nun mit ihnen Kaffee trinken. Die jungen Mädchen, es waren so gegen zehn, alle sehr hübsch und riesig geschmackvoll angezogen.. allerdings: unsere Damen würden da nun wieder als Prüderie manches auszusetzen gehabt haben . . na, Sie wissen ja, wie das ist. — Wir amüsierten uns sehr gut; ich plauderte, erzählte ihnen von Stolberg, und die Mädchen lachten darüber in einem fort, ich habe noch nie so viel lachen gehört.

Schliesslich kam Besuch. Sie meinten alle, das wäre nichts für mich, und ich war auch wirklich zu abgespannt von der Sache. Lilith führte mich eine Treppe höher in ein kleineres Zimmer, wo ich dann zu Abend ass. Die Zimmer waren übrigens alle riesig gemütlich und anheimelnd. Nur standen überall

Betten. Daran merkte man, dass man in einer Pension war.

Die Frau Oberförster sah ich den Abend nicht mehr, sie blieb unten bei ihrem Besuch . . ebenso die andern Mädchen. Nur Lilith leistete mir noch Gesellschaft, und da ich, wie gesagt, müde von der Reise war, brachte sie mich schon früh zu Bett — noch eine Treppe höher. Sie sagte mir, dass sie in dem Zimmer nebenan schliefe, und wenn ich noch was brauchte, sollt' ich nur klopfen. —

Ich schlief wie ein Stein bis zum andern Morgen, wo ich wie gewöhnlich punkt sieben Uhr aufwachte. Da noch alles ganz still im Hause war, mocht ich nicht stören, sondern nahm aus meiner Reisetasche meine Patentpfeife, schraubte sie mir zusammen und rauchte. Und zwar — wie das hier jeder Mensch thut — indem ich mich ans offene Fenster setzte und die Pfeife zum Fenster hinaushängen liess.

Es war ein wunderschöner Morgen. Ich träumte so recht behaglich und blies den Rauch in den Wind. —

Da auf einmal: wer biegt um die Ecke? Mein alter Freund und Studiengenosse Friedrich Spüleboom aus Halberstadt, mit dem ich vier Semester lang in Göttingen jeden Tag zusammen gegessen hatte. Ich wusste: er war inzwischen Pastor in der Nähe von Halberstadt geworden, aber wir hatten uns seit der Zeit nicht mehr gesehn.

Ich rufe also in der Freude meines Herzens herunter: „Spüleboom, Bruder, bist Du's denn wirklich?"

Was glauben Sie, meine Herren, was thut Spüleboom? Wie er mich sieht, starrt er mich erst einen Augenblick wie entsetzt, wie entgeistert an und dann — läuft er davon. Was sagen Sie?! Läuft wie ein Dieb, so schnell ihn seine Beine tragen! —

Wissen Sie: er war ja immer schon ein bisschen verrückt, schon auf der Universität — machte Gedichte und alles Mögliche, aber — dies konnt ich mir denn doch nicht erklären. Ich schimpfte laut vor mich hin.

Da fühle ich plötzlich eine weiche Hand auf meiner Schulter. Ich drehe mich um — war's Lilith.

Ich muss sagen, dass ich mich ordentlich genierte. Sie war noch nicht angezogen, ihr schönes rotes Haar war noch nicht gemacht, und sie lächelte mich so freundlich an . . .

Ich war verlegen und wusste nicht recht, was ich sagen sollte . .

Sie schloss zunächst die Fensterläden. Die Morgenluft war auch wirklich recht frisch. Dann fragte sie leise:

— Darf ich Ihnen den Kaffee hier in Ihr Zimmer bringen?

— Ja gewiss, sagt' ich, gern, wenn Sie so freundlich sein wollen . . .

— Und darf ich auch mit Ihnen trinken, Herr Pastor? —

Das gute Kind war so zutraulich . . wirklich reizend!

Na also: sie kam dann mit dem Kaffee wieder, und wir setzten uns zusammen aufs Sofa und tranken ihn. Auch sehr schöner Kuchen war da, von dem ich ziemlich viel ass — wie meinen die Herren? —

— Nichts, nichts, Herr Pastor. Also —: Sie assen ziemlich viel Kuchen? —

— Ja, na und dann war die Stunde herangekommen, wo ich in die Versammlung musste. Und nun kommt das Unglaubliche: der erste, den ich erkenne, ist wiederum mein alter Freund Fritz Spüleboom. Wie ich aber auf ihn zugehen will, zieht er sich schleunigst zurück in das Gedränge der andern. Und nun dauert es gar nicht lange, da bemerk' ich, wie mich bald der eine, bald der andere so scheu und finster von der Seite ansieht . . Und wenn

ich einen anrede, antwortet er nicht, sondern thut, als wenn er nichts gehört hätte, und wendet mir in auffälliger Weise den Rücken . . . Ganz scheussliche Situation! Ich besehe mich von oben bis unten, ob ich was an mir habe . . ich prüfe meine Stiefelsohlen . . spüre nichts, absolut nichts.

Die Verhandlungen nehmen ihren Verlauf. Obgleich ich mich für den Verein für innere Mission stets lebhaft interessiert habe, höre ich nur mit halbem Ohr zu, denn ich bin viel zu sehr mit mir selber beschäftigt. Als dann endlich die Sache zu Ende ist, und ich gehen will, werde ich zum Präsidenten des Landeskonsistoriums gerufen.

Ich komme hin: „Herr Pastor Viemeyer! Es scheint mir doch, dass Ihnen eine würdige Auffassung der ernsten Aufgaben des Vereins für innere Mission abgeht. Ich will keine langen Worte machen. Die Sache widert mich an. Was zuviel ist, ist zuviel. Einstweilen werden

Sie sich unverzüglich nach Stolberg zurückbegeben. Dort werden Sie das Weitere von mir hören.“ Damit dreht' er sich um und ging . . . liess mich stehn.

Und nun frag' ich Sie, meine Herren! Beschwöre Sie: sagen Sie mir, ich bitte Sie: was kann das sein? Was kann dem zu Grunde liegen? Dass man sich am frühen Morgen mit der langen Pfeife zum Fenster hinauslegt, du lieber Gott, das mag ja kleinstädtisch sein, meinetwegen auch ungehörig, wenigstens für einen Geistlichen. Aber unmöglich kann das doch ein solches Verbrechen sein . . . Wie? —

Wir verharrten nach Schluss dieser Rede eine Zeit lang in tiefem Schweigen. Die Situation war doch precär geworden . . .

Schliesslich ergriff der Oberstabsarzt das Wort:

— Sagen Sie, Herr Pastor, haben Sie die Sache mit der . . der Frau Oberförster besprochen? —

— O doch, gewiss! Die gute Frau war ganz unglücklich, ganz unglücklich, — sie hat sogar geweint. —

— So. — —

— Ja, und hat immer versucht, mich zu trösten. Und ganz zum Abschied sagte sie: Ich möchte mich nur beruhigen: sie würde die Sache schon ins Reine bringen. —

— Sie. — —

— Ja. — Sie war ganz erregt. Sie versprach mir, sie würde persönlich zu dem Herrn Präsidenten gehen. Sie würde ihm bezeugen, dass wir das hier alle so machen. Ich meine mit der Pfeife morgens. So zum Fenster hinaus. — Sie hätte Beziehungen zu dem Herrn Präsidenten. Sein Sohn, der Landrat, wäre öfter bei ihr gewesen, und ein Bruder von ihm, dem Präsidenten, hätte sogar mal ein Mädchen bei ihr gehabt. — Auch kenne sie eine ganze Anzahl von meinen Amtsbrüdern persönlich. S i e w ü r d' e s s c h o n m a c h e n! — —

Wir atmeten erleichtert auf.

Nachdenklich sprach der Amtsanwalt:

— Wissen Sie, Herr Pastor, wie ich hiernach die Verhältnisse beurteile — Sie wissen: ich war früher Lazarettinspektor in Magdeburg und weiss also dort Bescheid — nach meiner Uberzeugung können Sie hiernach — voll und ganz beruhigt sein. Wenn sich die Frau Oberförster bei ihren sicherlich sehr weitgehenden Verbindungen in dieser energischen Weise Ihrer annimmt — dann kann Ihnen nie und nimmer was geschehn. —

Ich pflichtete dem Amtsanwalt eifrig bei und fügte hinzu:

— Aber da sehen Sie's nun mal wieder, Herr Pastor: die eigentlichen Kleinstädter leben doch nur in der Grossstadt. Denn sagen Sie selbst: giebt es etwas Kleinlicheres, als sich an eine solche Äusserlichkeit, wie dieses zum Fenster Hinausrauchen, zu stossen? — —

— Nein, das muss ich auch sagen: das haben wir doch als Studenten in Göttingen ganz ruhig gethan. —

— Ja Göttingen — rief der Oberstabsarzt — Göttingen ist eine Weltstadt im Vergleich mit Magdeburg! — — — —

Nun wurde es sehr fidel.

Wir tranken auf das Wohl des Vereins für innere Mission.

Der Pastor, von seinen Sorgen befreit, geriet schnell ausser Rand und Band — wir mussten ihn von Friedrich in seines Vaters Haus geleiten lassen. —

Wir drei aber knobelten wiederum zur Feier des Tages drei Flaschen Sekt aus, und ich fing sie wiederum alle drei.

54

Der Einhorn-Apotheker

55

56

I.

Die Thätigkeit eines Referendars ist schon deshalb eine der vornehmsten unter allen menschlichen Thätigkeiten, weil sie niemals durch Maschinen-Arbeit ersetzt und überflüssig gemacht werden kann. Während nämlich auf allen anderen Gebieten mit jeder neuen Erfindung eines geriebenen Mechanikers so und so viele „Hände", welche doch nicht bloss arbeiten, sondern auch Lohn empfangen wollen, erspart werden, trotzt der Referendar mühelos allen Erfindern noch so guter und billiger Schreibmaschinen; denn wie billig eine solche auch sein mag: er ist noch billiger: er ist gratis. Darin besteht seine uneinnehmbare Stellung, darauf beruht seine Würde, das ist sein Rang.

So oft ich über den mir gewordenen Beruf nachdachte, um so sinnvoller erschien mir die Verknüpfung meines Schicksals. Was war seit meinen Kinderjahren mein Traum, meine Sehnsucht gewesen? Schreiben! Schreiben zu dürfen, womöglich ein richtiger Schriftsteller zu werden. Nun, das war mir im wesentlichen in Erfüllung gegangen. Schreiben durfte ich, schreiben konnte ich, schreiben musste ich sogar. Und wenn es einstweilen weniger meine eigenen Gedanken und Gestalten waren, die ich auf das Papier brachte, sondern meistens diktierte Protokolle, so musste ich mich mit dem Gedanken trösten, dass nicht alles auf einmal kommen könne. Jedenfalls: das Sinnfältige, das Materielle meiner Wünsche hatte ich erreicht: ich schrieb.

Und das in Stolberg. Länger als neun Monate habe ich in diesem süssen Erdenwinkel dem preussi-

schen Staate meine bescheidenen, aber unbezahlbaren Dienste leisten dürfen. Ist es da ein Wunder, dass mir das Städtchen ans Herz gewachsen ist, und dass meine Gedanken oft und mit Vergnügen zu jenem Referendariats-Idyll zurückkehren?

Aber auch die lieben Menschen, die dort wohnen — es sei ferne von mir, dass ich ihnen etwas Boshaftes oder Unrechtes nachrede. Vor allem muss ich zu ihrer Ehre und um sie vor Zweideutigkeit zu schützen, rühmend hervorheben, dass sie, wenigstens soweit sie der „besseren“ Gesellschaft angehörten, sehr bald, nachdem sie mich kennen gelernt hatten, den offiziellen Verkehr mit mir abbrachen — es kann auf sie auch nicht der Schatten eines Verdachtes fallen, als ob sie jemals mit mir sympathisiert hätten.

Ich glaubte diese Erklärung dem Rufe jener ehrlichen Leute schuldig zu sein und will nun auch erzählen,

was den ersten Anlass dazu gab, dass ich es mit ihnen verdarb.

Der Konsistorialrat Pfitzner, der ältere Amtsbruder des gastfreien Pastors Viemeyer, hatte auch ein Mädchenpensionat. Jedoch war dieses von anderer Art als jenes der Frau Oberförster in Magdeburg: der Unterschied war sogar dem Pastor Viemeyer aufgefallen, der sich dahin äusserte, dass ihm die Mädchen in Magdeburg „wesentlich geweckter“ vorgekommen wären.

Zu den erlaubten Ausschweifungen dieses Mädchenpensionats gehörte das herzerquickliche Ringestechen oder Reifefangen. Es geschah dies aber also. Man verteilte sich auf einer Wiese in zwei Gruppen, und jeder nahm ein kleines Rohrstöckchen in die Hand. Mittels dieser Rohrstöckchen suchte man dann kleine Reifen, welche ebenfalls von dünnem Rohre gefügt waren, teils einander zuzuwerfen, teils sie aufzufangen. Wenn man nämlich einen in hohem Bogen auf

einen zufliegenden Reif kunstgerecht aufgefangen hatte, empfand man eine sanfte Genugthuung; wenn es misslang, hatte man das Gefühl eines leichten Ärgers, und im ganzen war es eine sehr gesunde Bewegung.

Die jüngeren Herren vom Gericht wurden zu diesen Vergnügungen mit Vorliebe kommandiert; sie standen in dem Rufe einer besonderen Begabung für jenes sinnige Spiel, was der geistreiche Assessor Rothe in das schöne Wort fasste: Ein richtiger Jurist trifft nicht bloss stets ins Schwarze, er weiss auch ins Weisse zu treffen. Mit dem Weissen meinte er aber den leeren Raum innerhalb der Rohrreifchen. Dieser Scherz wurde häufig wiederholt.

An der wundervollen Chaussee, die von Stolberg nach Rottleberode aus dem Harz hinausführt, liegt, etwa eine halbe Stunde von Stolberg entfernt, ein einsames Wirtshaus, hart an der Felsenwand,

in die der Wirt seine Keller geschlagen hat. Dem Wirtshaus gegenüber, an der anderen Seite der Chaussee, breiten sich einige Waldwiesen aus, und diese waren zur Sommerzeit häufig der Schauplatz der erwähnten kindlichen Spiele.

An einem herrlichen Juni-Tage hatte dort bis zur sinkenden Sonne der Kampf getobt, und man schickte sich schliesslich einträchtiglich zum Heimgange an. Hierbei geschah es, dass ich mit Fräulein Hannchen aus Bremen und dem Einhorn-Apotheker zusammengeriet und mit diesen beiden trefflichen Menschenkindern vereint die Strasse fürbass schritt.

Fräulein Hannchen war, wie gesagt, aus Bremen, und das war wohl das Charakteristischste an ihr. Im übrigen war sie jenes junge Mädchen, das schon so unzähligen Komödienschreibern den Vorwurf schablonenhafter Mache eingetragen hat, weil — ein jeder von ihnen — mit

heissem Bemühen, danach gestrebt hatte, es möglichst echt und naturgetreu wiederzugeben.

Sie hatte einen blonden Mozart-Zopf, hellgraue Augen und einen gewissen schwärmerischen Zug im Schnitt ihrer Taille. Ihre Rede war Ja, Ja und Nein, Nein, was darüber war, war meistens vom Übel. Sehr häufig sagte sie jedoch auch Ach.

Wesentlich interessanter und contourenreicher war da schon der Einhorn-Apotheker. Er hatte vor allem eine „Weltanschauung“, auf deren Besitz er viel Wert legte. Worin diese bestand, kann ich jedoch nicht mit wünschenswerter Klarheit angeben, da er meist erst in vorgerückter Nachtstunde darauf zu sprechen kam. Ich erinnere mich nur, dass er durchaus auf dem Boden des kategorischen Imperativs unseres grossen Kant stand: „durchaus“.

Auch sonst war er ein ernster Mensch und für ein durchschnitt-

liches Alltagsgespräch schwer zugänglich. So kam es denn auch, dass er jetzt schweigsam neben Fräulein Hannchen aus Bremen einherging, und es mir überliess, das liebe, junge Mädchen zu unterhalten.

— Ach sagen Sie doch, Herr Referendar: was sind das eigentlich für merkwürdige Bäume, die hier überall an den Chausseen wachsen? —

Die Bäume, die sie meinte, waren ganz gewöhnliche Buchen, die jedoch der herrschaftliche Geschmack der regierenden Grafen von Stolberg-Stolberg zu allerlei stereometrischen Figuren, Pyramiden, Kegeln, Cylindern und dergleiehen hatte zustutzen lassen.

Fräulein Hannchen aus Bremen hatte sich wohl dadurch irreführen lassen und sah die Bäume für fremdartige Gewächse an, nach deren Herkunft sie sich bei mir erkundigte. Da ich meine Mitmenschen nur ungern in ihren Illusionen störe, erwiderte ich nach einigem Nachsinnen

und nachdem ich einige botanische Forscherblicke um mich geworfen hatte:

— Ja, wissen Sie denn das noch nicht, mein gnädiges Fräulein? Diese Bäume sind ja eine der grössten Merkwürdigkeiten des Stolberg-schen Vaterlandes. Sie haben doch gewiss schon davon gehört, dass einer von den erlauchten Vorfahren unseres Herren Grafen einen Kreuzzug mitgemacht hat.

— Ach! — rief Fräulein Hannchen, — welchen denn? —

Ich geriet in Verlegenheit. Um mir jedoch keine Blösse zu geben, sagte ich rasch:

— Den Kinder-Kreuzzug. —

— Ach! — rief das wissensdurstige Fräulein Hannchen, — wozu wurde der denn eigentlich unternommen? —

— Nun . . also . . hm . . zur Befreiung der Juden. Jawohl. — Adolf war damals noch recht klein. Er hiess nämlich auch Adolf — der Vorfahr. Wie Sie wissen, ging es

mit dem Kinder-Kreuzzug damals ziemlich schief: auch der kleine Adolf wäre beinah umgekommen. Seine Beinchen thaten ihm so weh, dass er schliesslich mitten im gelobten Lande liegen blieb und gar nicht mehr weiter wollte. Wenn er aber da so allein zurückgeblieben wäre, hätten ihn ganz sicher die wilden Tiere gefressen. Da erschien ihm der heilige Georg — — wissen Sie, gnädiges Fräulein, so erzählt es die Legende. Thatsächlich wird es wohl irgend ein älterer, wohlwollender Herr gewesen sein. Der sprach: Komm, kleiner Adolf, hebe deine Batterbeinchen auf und lauf noch ein Endchen mit, bis wir ans Meer kommen. Aber der kleine Adolf war verzagt und weinte und sagte: Nein, hier muss ich bleiben und sterben. Da riss der heilige Georg, oder wer es nun war, ein ganz dürres Reis aus dem Boden, reichte es dem kleinen Adolf und sprach: Du wirst nicht eher sterben, als

bis Du dies Reis in den Boden Deiner Heimat eingegraben und daraus einen stattlichen Baum hast erstehen sehn.

— Ach, wie nett! —

Ja: dieser heilige Georg der Legende muss zum mindesten ein guter Menschenkenner gewesen sein, denn der kleine Adolf fasste krampfhaft nach dem dürren Reis und stapfte wieder mutig weiter. Er ist denn auch glücklich wieder nach Stolberg heimgekommen. Das erste, was er that, war natürlich, dass er das Wunderreis einpflanzte — und siehe da, es wurde ein seltsamlich geformtes Bäumchen, dergleichen man vordem niemals dahier gesehen. Und von dem ersten Bäumchen stammen alle ab, die Sie hier — und nur hier so häufig sehn. Es wundert mich wirklich, dass Ihnen der Herr Konsistorialrat diese Geschichte von den Bäumen aus Judäa noch nicht erzählt hat. —

— Ach der — was Hübsches erzählt der einem ja nie. —

Der Einhorn - Apotheker hatte unser Gespräch schweigend mit angehört, und obwohl er doch in botanischen Dingen erfahrener sein musste, als ich, nahm er keine Gelegenheit, sich einzumengen, sondern sah ernsthaft vor sich hin.

Als wir uns später von den Damen und der übrigen Gesellschaft vor der Thür des Herrn Konsistorialrats verabschiedet hatten und in Eberhards gemütlichem Gastzimmer beim Weine sassen, sagte er:

— Nun sagen Sie mir mal offen, glauben Sie an die Geschichte, die Sie dem Fräulein Hannchen vorhin erzählt haben?

— Aber lieber Herr Constantin: was denken Sie von mir: sie ist mir beim Sprechen so eingefallen.

— Nun ja: das dacht' ich mir. Aber sehen Sie, das find' ich nun nicht recht von Ihnen. Das ist nämlich die ganz gemeine Buche, Fagus sylvatica.

— Aber lassen Sie mir doch meinen Spass.

— Ja: Sie verwirren dieses junge Mädchen, das in seinen botanischen Kenntnissen offenbar noch nicht recht sicher ist . . .

Ich brach das Gespräch ab, und wir redeten bald über harmlose und neutrale Dinge . . . Monarchie, Religion, Ehe, Eigentum und dergleichen.

Zu derselben Zeit aber wollten es meine Sterne, dass die Familie des Konsistorialrats Pfitzner mit all ihren Pensionärinnen um den grossen, runden Tisch beim Abendessen versammelt sass und dass Fräulein Hannchen aus Bremen ihr Mündchen aufthat und fragte:

— Ist das wirklich wahr, Herr Konsistorialrat, der Herr Referendar hat mir erzählt, die beschnittenen Bäume an der Chaussee wären alle von jüdischer Abstammung? —

Das entsetzliche, qualvoll lange Schweigen, das nach dieser ungeschickten Frage eintrat, wurde

erst unterbrochen, als der Herr Konsistorialrat wie allabendlich die Hände faltete und sprach:

— S o l a s s t u n s d e n n b e t e n . . .

II.

Damit war es mir geglückt, in den erfreulichen Ruf zu geraten, dass man mich nicht gut mit jungen Mädchen zusammen einladen könne, weil ich zu wenig Respekt vor ihrer Unschuld an den Tag lege. Und so kam es, dass man mich von Stund an von dem Ringelchen-Werfen dispensierte. Ein älterer Assessor, der das Grundbuchwesen bearbeitete, und von dem man bereits geglaubt hatte, absehen zu dürfen, wurde wieder hervorgesucht und musste an meiner Stelle auf der grünen Wiese hüpfen.

Ich aber begann mich mehr und mehr für den seltsamen Einhorn-Apotheker zu interessieren. Seit jenem Abend musst ich ihn im Stillen stets mit jenen Bäumchen

aus Judäa vergleichen, die so künstliche Contouren trugen und im Grunde doch gemeine Buchen waren.

Er war einige Jahre älter als ich, etwa dreissig Jahre alt und von hoher stattlicher Figur. Er hatte einen dicken Kopf und ein volles Gesicht, das von einigen Schmissen verziert war. Grosse, runde, etwas blöde Augen, ein strammgezogener, starker Schnurrbart und ein Grübchen im Kinn machten ihn entschieden zu einer Männerschönheit. Sein dunkelblondes Haar trug er in der Mitte gescheitelt und fest anliegend. Er lachte fast nie, und seine grosse, breite Stirn zeigte eine starre, unbewegliche Glätte.

Er stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Duisburg im Rheinland. Sein Vater, der auch eine Apotheke besass und dessen Nachfolger Constantin eigentlich hatte werden sollen, hatte ihm die Einhorn-Apotheke zu Stolberg ge-

kauft, da er sich selber noch rüstig fühlte, und da zwei Apotheken einträglicher sind denn eine.

Constantin war unverheiratet, ein spröder Junggeselle. So viel Mühe sich auch begreiflicher Weise alle Stolberger Familien, die mit ehebenötigten Töchtern behaftet waren, um ihn gaben, so uneinnehmbar und wacker hielt er aus. Selbst Müttern gegenüber, deren Wesen so lieblich war, dass man sich ordentlich danach sehnen musste, sie zu Schwiegermüttern zu besitzen, wusste er seine Standhaftigkeit zu bewahren. Als ihm eine von diesen, die Frau Obersteuereinnehmer Stielchen, die immer stark nach Naphthalin roch, weil sie eine abergläubische Angst vor den Motten hatte, als ihm diese einmal eines Abends eine etwas breite, aber anschauliche Schilderung der häuslichen Tugenden ihres Clärchen entworfen hatte, erwiderte er schliesslich mit ernster Bescheidenheit:

— Ja, ja . . . aber ich glaube, ich bin noch zu jung dazu. —

Diese in höchster Not und Enge gefundene, höchst mangelhafte Entschuldigung wurde natürlich von der entrüsteten Frau Obersteuereinnehmer weiter erzählt und wurde der Ausgangspunkt für eine ganze Reihe abenteuerlicher und ungerechter dunkler Gerüchte über den Einhorn-Apotheker.

Obgleich in Stolberg nicht der geringste Boden war für die Bethätigungen einer unverheirateten Mannesseele, und es ihnen daher eigentlich gleichgültig sein konnte, hielten doch die Stolberger mit Entschiedenheit darauf, dass sich ihre Jünglinge im Besitze der allgemeinsten männlichen Fähigkeiten befanden: sie dachten darüber etwa wie mein philosophischer Freund, der Papa Heilmann, über die allgemeinen bürgerlichen Ehrenrechte, von denen er sagte: Ich mache zwar keinen Gebrauch davon, möchte sie aber doch nicht missen.

Die verletzten Eltern der verschmähten Töchter zögerten also nicht lange, den rätselhaften Einhorn-Apotheker in ihren frommen Conventikeln durch allerlei versteckte Andeutungen, durch Ausbrüche christlichen Bedauerns und dergleichen nach und nach um seine, wie soll ich sagen? — animalische Ehre zu bringen.

Eines schönen Abends kam der alte Oberstabsarzt aus so einer gottgefälligen Gesellschaft zu uns nach Eberhard an den Stammtisch, und nachdem er sich einige Male wichtig den Schnauzbart gedreht hatte, sagte er mit der ihm eigenen, gewinnenden Offenheit:

— Wissen Sie denn das Neueste, meine Herren? Unser Einhorn-Apotheker soll ja ein Castrat sein!

— Ach was!

Eberhard und ich lachten laut auf. Nicht so der Amtsanwalt, dessen Halsadern anschwollen. Zornrot rief er:

— Ich begreife nicht, wie Sie darüber lachen können, meine Herren. Beim heiligen Sebastian: es ist eine Gemeinheit! Nichts ist mehr sicher vor den Pfeilen des boshaften Klatsches dieses bornierten Kleinstadt-Gesindels! An das Heiligste tasten sie! Selbst an unsere Manneswürde wagen sie zu greifen, o pfui, pfui über sie!

Während wir noch lachten, trat der Einhorn-Apotheker selbst ins Zimmer. Er pflegte um 10 Uhr abends seine Apotheke zu schliessen und sich dann zwar nicht jeden Abend, aber dreimal in der Woche zu Eberhard zu begeben.

— Guten Abend, meine Herren.

— Guten Abend! — Wir schüttelten ihm mit besonderer Herzlichkeit die Hand, und es herrschte an diesem Abende von vornherein eine vorzügliche Stimmung. Wir beschäftigten uns fast ausschliesslich und ungewöhnlich liebenswürdig mit ihm, dem böse Menschen hinterrücks so übel mitspielten.

— Nun sagen Sie mal, mein Verehrtester — sagte plötzlich der Oberstabsarzt mit erhobener Stimme — wie steht es denn nun eigentlich mit Ihrem werten Liebesleben?

— Womit? — fragte der Einhorn-Apotheker ganz erschrocken.

— Mit Ihrem werten Liebesleben, wiederholte der Oberstabsarzt und kaute mit ingrimmigem Behagen an seiner Cigarre.

Constantin lächelte verduzt, und ich legte mich ins Mittel. Im Ton des Vorwurfs sagte ich:

— Aber Herr Oberstabsarzt, wo denken Sie hin! Meinen Sie denn, jeder junge Mann müsste eine so stürmische Jugend durchkosten, wie die ihrige war. Nein, Gott sei Dank. Noch giebt es deutsche Jünglinge, die da hübsch warten, bis die Reihe des Ehebetts an sie kommt.

Das half.

— Oho! rief der Einhorn-Apotheker — halten Sie mich nicht für einen solchen Duckmäuser. Auch ich bin . . . hm . . .

Er wollte wohl sagen: in Arcadien geboren, aber es fiel ihm nicht ein. Auch unterbrach ihn der Oberstabsarzt mit der schmetternden Stimme des Triumphes:

— Recht so, junger Mann! Ich sehe: ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht. Also vorwärts! Legen Sie los. Enthüllen Sie uns die Mysterien Ihrer gährenden Leidenschaft. Wir sind masslos gespannt. — Kellner!

Der Einhorn-Apotheker zögerte noch, so dass sich nun auch der Amtsanwalt veranlasst sah, einzugreifen:

— Mein lieber Herr! Vergönnen Sie, in Ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freundes zu schauen. Zwar: sie thun recht, zu zögern. Ich kenne den hämischen Geist des Klatsches, der in diesem von Frömmigkeit durchseuchten Waldthal herrscht. Aber seien Sie unbesorgt. Hier sehen Sie drei ernsthafte Männer vor sich, alle drei verschwiegen wie . . . wie mein Privatconto bei Eberhard. Uns können Sie sich anvertrauen.

Der bedrängte Constantin holte tief Atem und begann, anfangs etwas befangen, zu erzählen:

— Ja, also, meine Herren: es ist eigentlich eine sehr einfache Geschichte und gar nicht interessant. Sie heisst Else.

— Constantin und Else — nicht übel — sagte der Oberstabsarzt und nickte befriedigt mit dem Kopfe. — Nicht übel.

— Wenn ich auch selber kein Instrument spiele — fuhr der Einhorn-Apotheker fort — so bin ich doch sehr musikalisch und höre furchtbar gern Musik. Als ich nun das letzte Mal in Berlin war, und eines Nachmittags gar nicht wusste, was ich anfangen sollte, auch gar keine Gesellschaft hatte, bloss so durch die Strassen bummle, hör ich auf einmal aus einem Lokal, das äusserlich nach gar nichts Besonderem aussah, Orchestermusik. Na nu, denk ich, wie ist das möglich. Und da ich, wie gesagt, absolut

nichts Besseres zu thun hatte, geh ich rein. Hm.

Er räusperte sich und trank. Wir tranken alle schweigend mit. Es war ja sehr spannend. Er fuhr fort:

— Gott, es war ganz nett. Wirklich. Bloss das Podium war ein wenig recht klein. Nämlich die Musik wurde von einer Damen-Kapelle gemacht. Es waren fünf Geigerinnen, eine Klavierspielerin, eine Cellistin und ein Mann, der immer in so'n Ding blies . . von Blech . . ich weiss nicht, wie man das nennt.

— Eine Posaune — bemerkte der Oberstabsarzt.

— Also im ganzen acht Personen und ein Klavier, die mussten alle acht . . . .

— Alle neune — warf der etwas pedantische Amtsanwalt dazwischen.

— Meinetwegen, also alle neun auf einem Podium sitzen oder stehen, das kaum grösser war, als der Tisch, an dem wir hier sitzen. Ja, richtig:

und eine Trommel oder Pauke stand ja auch noch drauf. Das hätt' ich bald vergessen. Wer die eigentlich schlug, ist mir nie recht klar geworden.

— Ich denke mir — sagte der Oberstabsarzt — das wird der Mann von der Posaune gewesen sein. Der wird ihr so gelegentlich einen heimlichen Knuff versetzt haben.

— Das ist möglich. — Also nun stellen Sie sich vor, meine Herren, dieser ganze Apparat aufs engste zusammengepfercht auf einem zwei Fuss hohen, an drei Seiten freien Podium ohne Geländer . . .

— Hören Sie auf! — rief ich dazwischen und legte die Hand vor die Augen — ich habe niemals Gletscherpartien machen können, weil mich der Gedanke an die blosse Möglichkeit des Abstürzens schon nervös macht.

Aber der Einhorn-Apotheker war im Zuge:

— Und nun denken Sie sich: in

der ersten Reihe, wo die fünf Geigenspielerinnen nebeneinander gereiht, Stuhl an Stuhl an Stuhl, dasassen, an der rechten Ecke, hart, ganz hart an der rechten Ecke, so dass das rechte Vorderbein ihres Stuhles nur noch zur Hälfte auf dem Podium stand — sass ein Mädchen. Ein Mädchen, sag' ich Ihnen . . . Also wie gesagt, Else heisst sie.

— Aha — sagte der Oberstabsarzt — also in dieser prekären Situation haben Sie sie kennen gelernt.

— Ja. Ich hatte fortwährend das Gefühl: jetzt — jetzt muss sie runterfallen. Nichts ist unangenehmer als eine solche andauernde Beängstigung. — Ich fühlte ein lebhaftes Mitleid mit dem zarten Geschöpf, das ganz in ihre Kunst vertieft war und die Gefahr gar nicht zu bemerken schien. Ich betrachtete sie voller Teilnahme. Ein ovales Gesichtchen, ein Kinn, das fast spitz

zu nennen wäre, wenn es nicht von einem entzückenden Grübchen gekerbt würde. Eine feine, längliche Nase mit schmalem Rücken. Ein kleines, wie zu Kuss und Spott gespitztes, hochgeschürztes Mündchen und lebendige, hellbraune Augen, schmal und pikant, die ganz leise an den Typus der holden Japanerinnen erinnern . . . oder lag das an den seltsamen, wie von einer Laune hochgezogenen Augenbrauen? Ich weiss es nicht. Ihr braunes Haar war zierlich gewellt und hochgesteckt . . Ach, meine Herren, was soll ich Ihnen viel sagen: es war das allerliebste Rokoko-Köpfchen, das Sie sich vorstellen können. Ihr ganzes Wesen sprühte einen Mutwillen, eine neckische Laune . . . es war entzückend! Und dabei führte sie den Bogen mit einer Grazie . . .

— Na, nun trinken Sie erst mal.

Der Oberstabsarzt klopfte dem Einhorn-Apotheker, der gar nicht wieder zu erkennen war, so be-

geistert schwärmte er, mit onkelhaftem Wohlwollen auf die Schulter:

— Wir glauben's Ihnen schon. —

Constantin that einen tiefen Zug. Der Amtsanwalt ergriff das Wort:

— Gestatten Sie mir, Ihnen gegenüber unverhohlen meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, dass Sie sich ein so warmes Empfinden zu erhalten verstanden haben. Es ist dies gewiss eins der köstlichsten Güter im Leben — wohl Ihnen, Sie bewohnen ein glückliches Land!

Ich unterbrach ihn, ich war neugierig geworden:

— Ach bitte, erzählen Sie weiter. —

— Nun, ich fing eben an, mich zu interessieren. Und zwar: anfangs war es wohl mehr ihr Spiel, in das ich mich verliebte. Ich erzählte Ihnen schon, dass ich sehr musikalisch bin, und . . so klein das Damen-Orchester auch war . . es wurde ausgezeichnet gespielt. Ganz ausgezeichnet. Und dann hatte es an und für sich so einen ganz eigen-

tümlichen Zauber und Reiz, diese jungen Mädchen da so selbständig ihre Kunst üben zu sehn. Es lag darin doch etwas echt Grossstädtisches. Die Grossstadt zeigt einem die Frauen in den merkwürdigsten Berufen . . . ich kann nie den Eindruck vergessen, den es auf mich machte, als ich zum ersten Male eine Dame hinterm Schalter sah. Ich bin deshalb immer mit Vorliebe Stadtbahn gefahren . . . in der ersten Zeit. So ähnlich wirkten jetzt auch wieder die Geigenspielerinnen auf meine Phantasie. Sie kamen mir vor wie Geschöpfe aus einer neuen Welt — mit ungeahnten, unerhörten Fähigkeiten.

— Ja, ja — brummte der Oberstabsarzt — es steckt doch mehr in den Weibern, als man früher gedacht hat. Man soll sie jetzt sogar schon zum Telephondienste verwenden können.

Es schien jetzt, als ob den Einhorn-Apotheker seine plötzliche

Offenheit gereut hätte. Er hörte auf zu erzählen, und wir kriegten nur mit Mühe und Not noch soviel aus ihm heraus, dass er infolge seiner Bekanntschaft mit der talentvollen, jungen Geigenspielerin seinen Aufenthalt in Berlin um beinah vierzehn Tage verlängert hatte.

Seitdem korrespondierten sie miteinander . . .

III.

Ich wohnte in Stolberg in einem alten, hohen Hause, das in halber Höhe am Berge lag: unter mir die Kirche, über mir das Schloss. Das Haus lehnte mit dem Rücken gegen den Berg, und das dritte Stockwerk, in dem meine Zimmer lagen, schien nach hinten hinaus zu ebener Erde zu liegen.

Zu den zahlreichen lasterhaften Gewohnheiten, die mich in den Augen der guten Stolberger als eine Ausgeburt der Hölle erscheinen liessen, gehörte auch die, dass ich an Tagen, wo ich vormittags keine Schreiberdienste zu verrichten hatte, ziemlich lange schlief. Es war ruchbar geworden und für ruchlos befunden, dass ich, zumal an Sonntagen, noch gegen zehn Uhr, wo der

heilige Gottesdienst längst begonnen, nachweislich im Bette gelegen hatte.

> **Süss ist der Schlaf am Morgen**
> **Nach durchgeweinter Nacht**

so beginnt eins der schönsten Lieder Platens aus seinem letzten Lebensjahr. Auch wir empfanden, nachdem wir uns die ganze Nacht mit Weinen beschäftigt hatten, den Schlaf am Morgen als eine süsse Gottesgabe. Ich war daher durchaus nicht angenehm berührt, als mich eines Morgens gegen neun Uhr der Einhorn-Apotheker aus den lieblichsten Träumen riss.

Er stürmte schweratmend, mit dem Hute auf dem Kopf, mit einem hochroten Kopfe in mein stilles Schlafgemach und stand, nach Worten ringend, vor meinem Bette, während ich mir ärgerlich die Augen rieb.

— Verzeihen Sie . . . verzeihen Sie — brachte er schliesslich heraus und nahm den Hut ab.

— Mein Gott, was ist denn los? —

Er schnappte nach Luft:

— Sie . . sie ist da. Hier . . in Stolberg! —

Er musste sich auf den Stuhl niederlassen, auf dem noch meine Unterhosen lagen. Seine Arme sanken schlaff herab.

Ich richtete mich auf:

— Ach! Ihre Virtuosin? Das ist ja famos! —

— Lieber Herr Referendar: ich bitte, ich beschwöre Sie, nehmen Sie die Sache ernst. Sie sind der einzige, an den ich mich in meiner Not wenden kann, der einzige, der mir vielleicht zu helfen vermag. Verlassen Sie mich nicht.

Er hatte meinen linken Oberarm umklammert, und eine aufrichtige Angst sprach aus seinen gutmütigen Zügen.

Ich konnte ihm mein Mitleid nicht versagen. Beruhigend sprach ich:

— Vielleicht ist noch Rettung möglich, lassen Sie den Mut nicht sinken. Was an mir liegt, soll gewiss geschehn. Aber nun sagen Sie, wie ist denn das zugegangen?

— Ach es ist ja ein gar zu launenhaftes Geschöpf. Also stellen Sie sich vor: heute Morgen, vor einer halben Stunde, bringt mir der Eberhardsche Hausdiener diesen Brief. Hier, lesen Sie, bitte. —

Ich las:

Geliebter Constantin!

Die Sehnsucht liess mir keine Ruhe! Wir sollten auf einmal Kostüm tragen und im Kostüm dasitzen und spielen. Und die sollten wir auch noch selber bezahlen. Na so dumm. Wenn ich schon sowas mache und setzte mich da hin vors vergnügte Publikum mit nackten Armen zur Belustigung der Einwohner, denn kann er das auch aus seiner Tasche bezahlen.

Lieber Schatz, es zog mich so zu Dir hin! Wir haben uns nach einer andern Stellung umgesehen, haben aber keine gefunden, und weil es doch jetzt so schönes Wetter ist, sitzt man doch auch nicht gern in der ollen räuchrigen Bude.

Das Geld, das Du mir geschickt hast, langte noch gerade zu einem Billet bis Nordhausen, und weil Du doch immer gesagt hast, es soll so nett in Stolberg sein, bin ich hergekommen.

Wie schön, dass wir uns wiedersehen! Funfzig Pfennige hab ich zwar noch gerade, aber bitte, gieb Du lieber dem Friedrich das Trinkgeld, denn sonst hab ich gar nichts mehr, und ich weiss doch nicht, wann Du abkommen kannst.

Am liebsten möchte ich zwar gleich selber in Deine Arme fliegen, aber da Du gewiss hinter dem Schalter beschäftigt bist und wer weiss, vielleicht ist gerade die Frau Gräfin da und kauft Schweizerpillen, da will ich nicht stören.

Bitte, mein süsser Schatz, lass mich nicht so lange warten, sondern komme bald zu Deiner Dich innig liebenden Else.

P. S. ins Hotel Eberhard, Zimmer Nr. 6.

— Ein heiter gemütvolles Mädchen. Was gedenken Sie nun zu thun?

— Nichts. Um Gotteswillen! Gar nichts. Ich will still und unbefangen Medizin verkaufen und meine Offizin nicht verlassen, weder bei Tage noch bei Nacht. Denken Sie doch, wenn die Stolberger auch nur eine Ahnung bekämen . . was mir da bevorstände. Nein, nein, ich darf mich gar nicht sehen lassen. Sie müssen für mich handeln. Sie müssen — wenn Sie mich retten wollen — das Mädchen auf sich nehmen.

— Auf mich nehmen? Na nu!

— Ja. Sehen Sie: ihre Existenz kann den Stolbergern ja nicht verborgen bleiben. Und sofort wird gefragt werden: wieso, woher, für wen, wozu. Und sie werden, sie müssen auf mich verfallen, denn auch der Botengang Friedrichs zu mir kann nicht lange verborgen bleiben. Wenn Sie nun aber so edelmütig sein wollen, den Verdacht auf sich zu lenken, so wird den Stolbergern

die Sache sofort so — entschuldigen Sie — so plausibel vorkommen, dass man nicht weiter nachfragen wird. Und ich bin gerettet. Liebster, bester Herr Referendar, sehen Sie: bei Ihrem Rufe kommt es auf etwas mehr oder weniger weiss Gott nicht mehr an. Sie verlassen dieses Jammerthal in wenigen Monaten, und es bleibt Ihnen höchstens eine angenehme Erinnerung . . .

— Eine angenehme Erinnerung? Nun erlauben Sie mal, es wäre doch immerhin ein Opfer, das ich Ihnen brächte. Oder meinen Sie, dass es mir gleichgültig wäre, wenn demnächst bei Hofe etwa von mir erzählt würde, ich hätte mir Bruchstücke meines Berliner Harems hierher nachkommen lassen?

— Ja!

Dieses „Ja" kam dem Einhorn-Apotheker aus so tiefem, offenem Herzen, dass ich laut lachen musste und also besiegt war.

— Na, also gut. Verfügen Sie über mich. Womit kann ich Ihnen dienen?

— Zunächst müssten Sie aufstehen und sich anziehen. Dann aber zu Eberhard gehen, sich auf ihr Zimmer führen lassen und darin möglichst lange verweilen . . . mit ihr allein bleiben . . . .

— Na, hören Sie mal, das ist aber eine starke Zumutung! Fürchten Sie denn da nicht . . .

— Nein! — versetzte der Einhorn-Apotheker mit Bestimmtheit. — Ich brauche nichts zu fürchten. Else wird mir niemals untreu werden. Ich kenne sie! Dazu hat sie mich viel zu lieb. Aber sie muss vor allen Dingen machen, dass sie wieder aus Stolberg herauskommt, sie stürzt mich sonst ins Unglück. Sie müssen sie unter allen Umständen dazu bringen, dass sie augenblicklich nach Berlin zurückfährt. Augenblicklichst.

Er zog sein Portemonnaie und füllte meine Hand mit Gold.

— Hier haben Sie 200 Mark, geben Sie ihr, was sie verlangt.

— Sie sind sehr grossmütig. Und wo treffe ich Sie nachher?

— Ich verlasse die Apotheke nicht eher, bis sie . . . weg ist. Bitte kommen Sie sobald als möglich. O Gott, wenn nur alles gut geht . . es ist doch manchmal zu unangenehm sowas. Also adieu. Stehen Sie jetzt auf, ja? Bitte!

Er drückte mir die Hand, seufzte noch einmal tief und ging von dannen.

IV.

Ich kleidete mich mit möglichster Sorgfalt an, säuberte und glättete meinen Cylinder und ging zu ihr . . .

Als ich das Hôtel betrat, fiel mir ein, dass ich ja gar nicht wusste, wie die Geigenfee mit ihrem elterlichen Namen hiess, und dass es doch einen demoralisierenden Eindruck auf die Seele des Oberkellners machen würde, wenn ich einfach nach Fräulein Else fragte. Ich wurde jedoch meiner Bedenken alsbald enthoben, denn kaum hatte ich die Hausflur betreten, so fühlte ich, wie mich jemand auf die Schulter klopfte: es war Eberhard, der mir mit einem schlauen Zwinkern seiner weinfröhlichen Augen zuflüsterte:

— Sie wartet schon. Numero sechs. Pst.

Später gestand er mir: er habe von vornherein gewusst, dass es sich bei diesem Besuche um mich handelte, und ich hätte daher nicht nötig gehabt, erst den unschuldigen Einhorn-Apotheker vorzuschieben.

Ich liess ihn natürlich dabei. Der Gerechte hat viel zu leiden.

Auf mein Klopfen:

— Herein! —

Ich war doch etwas beklommen, Die Stimme klang so gut . . .

Nun weiss ich wirklich nicht mehr ganz genau, wie es dann weiter zugegangen ist. Ich bin ja auch absolut nicht verpflichtet, irgend jemandem darüber Rechenschaft zu geben. Den Teufel auch — das wäre noch schöner! Wenn ich jemandem eine Geschichte erzähle, so ist das mein guter Wille — was ich nicht erzähle, geht keinen was an. Ich stehe hier nicht als Angeklagter, habe auch nicht

schwören müssen, die lautere Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen — ich fühle lediglich das Bedürfnis, mein Lächeln über dies scherzhafte Dasein nicht allein zu lächeln, denn es ist eine alte Erfahrung, dass man peinlich wirkt, wenn man schweigend und einsam lächelt. — — —

Übrigens der Einhorn-Apotheker hatte die Wahrheit gesprochen: sie war wirklich allerliebst. Auch war sie recht nett und elegant gekleidet, nur ihre Haartracht gefiel mir nicht. Ich zeigte ihr . . . (im Laufe des Gesprächs), wie sie sie nach meiner Ansicht tragen müsse, und sie versprach mir, sich von nun an so zu frisieren, wie ich es ihr angegeben hatte.

Überhaupt war sie durchaus entgegenkommend, ich fand bei ihr viel weniger Widerstand, als ich nach den Worten des Einhorn-Apothekers annehmen musste. Sie willigte ohne weiteres ein, die zwei-

hundert Mark von mir anzunehmen, und unterschrieb mir lachend folgende in der Eile von mir entworfene Quittung:

200 Mark.

Endesunterzeichnete bestätigt hiermit, die Summe von 200 Mk. (Zweihundert Mark) aus den Händen des Herrn Referendars Otto Erich erhalten zu haben. Sie erklärt, von ihrem Besuch in Stolberg am Harz vollkommen befriedigt zu sein und spricht bei ihrem Scheiden von dort allen denen, die ihr Wohlwollen entgegengebracht haben, ihren herzlichsten Dank aus.

Else.

Nur eine Bitte hatte sie noch: ich sollte sie nach Nordhausen auf die Bahn begleiten. —

— Aber mein liebes Fräulein . . .

— Ach gehn Sie weg: wenn Sie das nicht mal für mich thun können, dann sind Sie nicht besser, wie die andern auch . . wie alle die Philister, über die Sie sich lustig machen, gehen Sie weg . . .

Ich hatte dem Einhorn-Apotheker versprechen müssen, mehrere Stunden mit seiner Geigenspielerin allein zu bleiben. Da ich ein Mann von Wort bin und lieber mehr thue, wenn ich etwas versprochen habe, als zu wenig, war es während unseres Zusammenseins Spätnachmittag geworden und nur noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt der Abendpost, mit der Fräulein Else unter allen Umständen nach Nordhausen zurückfahren musste.

— Liebes Kind — sagte ich daher — ich begleite Sie gewiss herzlich gern, aber Sie wissen: die Post fährt ihre vier Stunden . . . wenn ich jetzt mit Ihnen fahre, kommen wir erst gegen zehn Uhr in Nordhausen an, und es ist dann für mich ganz unmöglich, heute noch nach Stolberg zurückzukommen. Ich müsste schon die Nacht in Nordhausen bleiben, und da ich morgen früh Dienst habe, mit der Frühpost um 6 Uhr von dort wieder abfahren. Das würde eine heillose Strapaze . . .

Aber sie würdigte meine Einwände nicht; im Gegenteil: sie schlug die Händchen zusammen und rief:

— Ach, das trifft sich ja famos! Da können wir ja in Nordhausen noch zusammenbleiben! Nein: Du musst mit: bitte, bitte, bitte . . .

Ich brachte also auch dieses Opfer noch.

Als ich dann am andern Morgen um neun aus der Postkutsche stieg und mich direkt auf das Bureau begab, hatte ich trotz meiner grossen Müdigkeit und Zerschlagenheit das angenehme Gefühl einer guten That und einer freudig erfüllten Pflicht.

V.

Sobald die Termine beendet waren, ging ich in die Einhorn-Apotheke und erlöste den seit nunmehr fast siebenundzwanzig Stunden in Zweifelsängsten hangenden Apotheker.

Er gestand mir, dass er die ganze Nacht nicht geschlafen hätte, und ich erzählte ihm, wie auch ich die Nacht nur wenig geschlafen habe, wie aber sonst die Sache glücklich und zu unser aller Zufriedenheit abgelaufen sei.

Ich machte ihm vor allem mein Compliment wegen seines guten Geschmacks und gestand ihm, dass ich alles nur zu begreiflich fände, dass jemand, der von einem so holdseligen Geschöpfe beglückt würde, kein Gelüst verspüren könne, mit

einer dieser korrekten Stolberger Gänse zusammen in das Joch der Ehe gespannt zu werden.

Da machte er ein sehr merkwürdiges Gesicht.

— Wie meinen Sie das, Herr Referendar? —

Ich versuchte deutlicher zu werden. Da wies er mich mit einer traurigen Entschlossenheit zurück. So weit wäre er mit ihr noch nicht. Er scheue es, das Gefühlsleben eines Weibes, das offenbar seinen ganzen Anlagen nach eine Künstlerin sei, mit voreilig plumpen Fingern zu betasten. Er wisse zwar, dass es ihr vielleicht nicht unlieb sein würde, wenn er ungestümer vorgehe . . . jedoch einstweilen habe er noch widerstanden . . . .

Ich nahm das alles schweigend hin, denn wir befanden uns in einer Apotheke, und wenn ich meiner abweichenden Überzeugung den Ausdruck gegeben hätte, zu dem mich in dem Momente mein Naturell

drängte, wäre es ihm, der mir gerade einen der von mir so geliebten Apothekerschnäpse zusammengoss, ein Leichtes gewesen, mich zu vergiften. So wird sich ein verständiger Mann stets hüten, einen wegen seines Jähzorns bekannten Barbiergehilfen unnötig zu reizen, solange er sich noch unter dessen Messer befindet.

Als ich dann den Schnaps getrunken hatte, übergab ich dem Einhorn-Apotheker die Quittung, die ich mir von Else hatte ausstellen lassen, und gewahrte alsbald, dass ihn darob eine peinliche Empfindung überkam.

— So hat sie also gleich die ganze Summe verlangt? — fragte er.

Da fiel es mir schwer aufs Herz, dass ich ja ganz vergessen hatte, erst zu handeln. Was sollte ich nun sagen? Ich war in grosser Verlegenheit. Schliesslich stammelte ich:

— Ja, ich muss um Entschuldigung bitten, aber sie war ihrerseits

so conciliant und loyal, dass ich . . übrigens, wenn es Ihnen zu viel ist . . es ist ja meine Schuld, und ich bin natürlich gern bereit . . . .

Er unterbrach mich grossmütig:

— Wo denken Sie hin, lieber Herr Referendar: im Gegenteil: ich fühle mich noch tief in Ihrer Schuld. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für diesen wahrhaften Freundesdienst, und wenn ich Ihnen jemals einen ähnlichen Dienst erweisen kann . . .

Aber jetzt unterbrach ich ihn:

— Ach nein! Lieber nicht! Das heisst: ich will hoffen, dass ich nie in eine ähnliche Verlegenheit gerate. —

Der Einhorn-Apotheker schüttelte noch immer mit beiden Händen meine rechte. Er war wirklich ein braver Mensch mit einem dankbaren Herzen. Ich konnte ihm auf die Dauer nicht böse sein.

Sobald es anging, machte ich aber doch, dass ich fortkam. Die

einhundertundfünfzig Steinstufen, die den Berg hinauf, an der Kirche vorbei, zu meiner Wohnung führten, wurden mir recht sauer. Sobald ich daheim war, legte ich mich hungrig, wie ich war, ins Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

VI.

Von den vielfachen Thorheiten, zu denen mich die geigenspielende Else verleitet hatte, verdient noch die einer besonderen Erwähnung: dass ich nämlich der Bitte, ihr einen feschen Freund von mir in Berlin, der nicht so ernsthaft wäre wie ihr Constantin, zu empfehlen, nachgegeben und ihr die Adresse meines Freundes, des Kleinen, verraten hatte.

Man wird dies vielleicht unbegreiflich von mir finden, aber einerseits hatte sie mir in so ergreifenden Tönen ihr Leid geklagt, dass sie so gar niemanden hätte, der sie „verstände", und andrerseits wusste ich ja von dem inzwischen völlig zum Teufel gewordenen Kleinen, dass es bei ihm keine Gefahr hatte.

Seit den Tagen der lieben Lore glaubte ich überzeugt sein zu dürfen, dass ihm, was mir vordem gefallen hatte, a u c h wohl gefallen würde, und hoffte daher auf ein freundliches Einvernehmen zwischen den beiden.

Nach etwa acht Tagen erhielt ich folgenden frischen Brief vom Kleinen:

„Alter Esel!

Wann wirst Du mal verständig werden? Glaubst Du, dass die preussische Regierung Dich zu dem Zwecke nach Stolberg am Harz (NB. Etwas Fauleres war für Dich schon nicht aufzutreiben!) geschickt hat, dass Du da eine Versuchsstation errichtest? Arbeiten sollst Du, Gott verdamm mich, die Nase in die Bücher stecken und Deinen Vorgesetzten Freude machen. Verbeugen sollst Du Dich und allem weiblich Gnädigen die Hand küssen: meine Weiber such' ich mir schon von alleine, ich ver-

bitte mir da jede Einmischung. Für diesmal will ich es Dir noch verzeihen, denn sie hat auf dem Rücken, oberhalb der linken Hüfte, einen berauschenden Leberfleck.

Prosit Du altes, aber ehrliches Stück Unglück!

Dein Kleiner.

Der Brief hätte stofflich reichhaltiger und klarer sein können, immerhin entnahm ich daraus die Thatsache, dass die Annäherung zwischen den beiden inzwischen erfolgt war. Ich wusste nur nicht recht, ob ich mich darüber freuen sollte.

In Stolberg, am Stammtisch bei Eberhard war ich inzwischen der Gegenstand neidischen Hohnes geworden. Der Oberstabsarzt war unerschöpflich in bösartigen Wendungen.

— Sagen Sie, mein lieber Referendar, wie wäre es, wenn Sie den Staatsdienst quittierten und sich dauernd in Stolberg niederliessen?

Sie sehen: die Bevölkerung geht hier nicht nur numerisch zurück, sie wird auch durch die herrschende Inzucht immer mangelhafter. Da wären Sie doch eigentlich ganz der kommende Mann u. s. w.

Der Einhorn-Apotheker hörte all diese Angriffe auf meine Tugend mit einem milden, aber doch verschmitzten Schmunzeln an, in seinem Incognito empfand er das alles offenbar als versteckte Schmeichelei.

Endlich kam einmal wieder die Zeit, wo ich mich auf ein paar Tage frei machen und nach Berlin fahren konnte. Urlaub hatte ich zwar nicht bekommen, aber es passte so . . ich weiss nicht mehr wie.

Der Kleine empfing mich auf dem Bahnhofe mit einem schallenden Gelächter, als ob meine Ankunft ein guter Witz sei.

— Du bist ein Kerl! — rief er ein übers andre Mal. — Du bist ein Kerl! —

Dann, nachdem er sich endlich satt gelacht, fing er an in seinem rasenden Tempo zu erzählen.

Also die Else hatte zu ihm geschickt. Er — aus Neugierde — war hingegangen — in das Lokal, in dem sie ihre Kunst übte . . .

— Weisst Du, was eine Blindspielerin ist?

Ich verneinte.

— Natürlich. Du hast keine Ahnung.

— O doch, halt mal! Blindspielen beim Schachspielen ist, wenn man . . .

— Halt die Schnauze. Du hast keine Ahnung. Also, das ist ein sehr ehrenwerter Beruf, dem so und so viel hundert junge Mädchen angehören. Bei den zahllosen „Damenkapellen“, die heutzutage in Berlin spielen, ist es ganz unmöglich, dass alle Damen auch wirklich spielen können . . ist auch gar nicht nötig, denn der Radau ist so schon elend genug. Da hat

sich nun das Gewerbe der Blindspielerinnen herausgebildet. Junge Mädchen, die sich äusserlich von wirklichen Geigenspielerinnen absolut nicht unterscheiden, höchstens manchmal hübscher und jünger sind, sitzen in der ersten Reihe solcher Kapellen und ahmen die Bewegungen eines Joachim täuschend nach. Die Sehne ihres Bogens ist mit Schmalz beschmiert: Lautlos gleitet Sie über die zartesten Saiten!

Er sah mich nach dieser Erklärung mit herausfordernder Fröhlichkeit an. Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte. Er aber fuhr fort:

— Und ich kann Dir versichern, auf diese Weise spielt die Else die schwierigsten Sachen. Auf ihrem Notenpult liegt unverändert „Hannchens letzte Liebe“, und ich habe darnach die Tell-Ouverture gehört, dass es eine Freude war.

— Ja so; unser Einhorn-Apotheker war ja auch ganz entzückt; er hat sich zu allererst in ihr Talent verliebt.

— Nun erlaube mal; sie hat auch Talent. Bei den andern merkt man es sofort, wenigstens wenn man nicht allzu heftig auf den Kopf gefallen ist, dass sie keinen Schimmer vom Violinspielen haben. Bei ihr muss man schon ganz genau aufpassen, eh man's merkt: so täuschend vermag sie den Bogen zu führen. — Ach, neulich, das hättest Du erleben müssen! Da haben rohe Menschen eine Kollegin von der Else um ihren musikalischen Ruf gebracht, indem sie ihr heimtückischerweise den Bogen mit Colophonium eingerieben haben. Denk Dir das Entsetzen, wie ihre Geige da auf einmal tönte. Es war ergreifend.

Wir sassen während dieses Gespräches in einer Kutsche und fuhren ins Hôtel. Der Kleine begleitete mich, und während ich mich von den Spuren der Reise reinigte, lief er in dem langen, einfenstrigen Zimmer auf und ab und räsonnierte in einem fort. Nicht alles von dem,

was er rastlos hervorsprudelte, lässt sich hier wiedergeben. Sein Schimpflexikon hatte, seit er Soldat gewesen war, etwa so zugenommen, wie der Kürschnersche Litteratur-Kalender in den letzten zehn Jahren, aber was ihm von den Lippen kam, waren nicht die stillen Namen guter, stiller Dichter, sondern allerlei Dinge, die Menschen ohne militärische Vorbildung leicht zu derb finden möchten . .

Dann gingen wir zum Abendessen und gedachten in behaglichem Zwiegespräch unserer gemeinschaftlichen Vettern in Hannover und ihres so verschiedenartigen, buntschimmernden Stumpfsinns.

Aber plötzlich unterbrach der Kleine mich, er hatte nach der Uhr gesehn und rief:

— Du, es wird die höchste Zeit! die Polizei ist der Ansicht, dass man so schwere Orchestermusik, wie sie die Kapelle „Fernando" verzapft, bloss bis elf Uhr abends vertragen

könne. Wenn wir die Else also heute noch treffen wollen . . .

Wir brachen auf. —

Das Lokal, in dem die Geigenfee wirkte, hiess „Oase für Junggesellen“. — Ich war sehr froh, dass wir kurz vor Thorschluss anlangten, und habe selten eine widrigere Enttäuschung erfahren, als da ich das niedliche Geschöpf in dem elenden, von Proleten vollgepfropften Raum, in einer entsetzlichen, von schlechten Cigarren stickig und stinkig gewordenen Luft wiedersah. Da sass sie auf einem engen Podium in einem geschmacklosen, offenbar gemieteten und deshalb gar nicht sitzenden Kostüm und spielte zum Gespött aller denkenden Menschen mit einem geschmalzten Bogen auf einer Kindergeige. Ich brachte kaum das Lächeln der Begrüssung fertig, mit dem ich auf ihr unbefangen freudiges Kopfnicken antwortete, während sie mit kindlicher Seelenruhe ihr falsches Spiel fortsetzte.

Der Kleine ehrte mein Schweigen und mein ernstes Gesicht. Er sagte mit einem Seufzer:

— Ja, ja: so sind die Weiber . .

Endlich sassen wir, Gott sei Dank, bei Wildgrube, einem stillen Weinlokal in der Mittelstrasse, wir drei allein, der Kleine, die Else und ich. Man gelangte langsam wieder zu seinem Humor.

Wir hätten ja nicht drei im Grunde so vergnügte Menschenkinder sein müssen, wenn nicht allmählich eine gute, gesunde Stimmung über uns gekommen wäre.

— Nun sag' mir, meine liebe Else, erkläre mir das eine: unser guter Einhorn-Apotheker schickt Dir doch monatlich Geld, wie?

— Jawohl! Natürlich! Jeden ersten.

— Na also: aus Not machst Du doch diese lächerliche Sache da nicht mit. Wie kommst Du nur darauf?

— Ja, meinst Du denn, ich will vor langer Weile umkommen? Ich

habe mich so, so unglücklich gefühlt, als ich keine Stellung hatte? Wenn Du nicht so nett gewesen wärest, mir die Adresse vom Kleinen zu geben . . .

Die beiden wechselten einen innigen Händedruck. Es war mir überhaupt schon aufgefallen, dass ein recht herzlicher Ton zwischen ihnen herrschte.

— Bloss schade, dass er nie Geld hat! — rief die Else und wollte sich totlachen.

Wir tranken Porter, und ich erhob meine Schale.

— Meine Herrschaften! — sprach ich gewichtig — gedenken wir auch der Abwesenden. Unser Einhorn-Apotheker: er lebe hoch!

— Hoch!

— Hoch!!

Die Else war die lauteste. Die Gläser klangen nicht gut zusammen.

Wir tranken lange. Dann wischte

sich der Kleine den Schnurrbart und sagte nachdenklich:

— Es muss ein guter Mensch sein. Ich möchte nur wissen, warum er der Einhorn-Apotheker heisst?

Ich erbte . . .

120

I.

Nach unserem glorreichen Feldzuge der Jahre siebzig und einundsiebzig ergab sich nach Schluss des „Friedens" als nächste Notwendigkeit, dass man sich nun aber — rüsten müsse. Wenn Du den Frieden willst — rüste den Krieg. Hast du aber den Frieden erlangt — so rüste erst recht den Krieg. So oder ähnlich muss es wohl in der Bibel stehn.

Die französischen Milliarden wurden, nachdem Bismarck und seinen Leuten ihre baren Auslagen, Porto, Reisekosten und dergleichen, zurückerstattet waren, in erster Linie zum Bau der sogenannten Kanonen-Bahnen verwendet, damit man in dem nun bevorstehenden nächsten Feldzuge womöglich noch schneller

und bequemer nach Frankreich hineinfahren könne.

Bei dieser Gelegenheit legte Moltke eines schönen Tages das Lineal auf die Karte des neugeeinigten Vaterlandes und zog einen dicken Strich von Berlin nach Metz. Von der alten Annahme ausgehend, dass die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten sei, wollte er diesem dicken Strich entlang eine Bahn bauen.

Da ergab sich, dass Stolberg-Stolberg am Harz genau auf dieser geraden Linie lag! — Als Moltke dieses sah, wurde er nachdenklich und brach wider Gewohnheit sein Schweigen:

— Wenn mir da nur Adolph keine Schwierigkeiten macht, — rief er aus, — wir wollen ihm lieber gar nichts sagen. —

So that man denn, als ob Stolberg-Stolberg schlechthin preussisches Gebiet sei und begann unverzüglich mit den Vorbereitungen

zum Eisenbahnbau. Auf der einen Seite des engen Thales sollte die Bahn aus dem Berge hervorbrechen, in einem stolzen Bogen über das Städtchen hinweggeführt werden und dann auf der andern Seite in halber Höhe des Berges wieder im Tunnel verschwinden.

Da man Illustrissimus nichts sagen durfte, wonach er nicht gefragt hatte, so erfuhr er anfänglich thatsächlich nichts von dem Attentate, das man gegen sein Land plante. Als er jedoch eines Nachmittags bei seiner Spazierfahrt einen hohen Stoss Eisenbahnschwellen am Wege gewahrte, wurde er ob des ungewohnten Anblickes stutzig und fragte, was denn das da sei. Da kam die Geschichte dann heraus.

Man kann sich Adolphs Schreck denken. Die Eisenbahn! Diese fluchwürdige Neuerung, diese durch und durch liberale Institution — in seinem Lande! Das war zu viel.

Er setzte nun alle Hebel in Bewe-

gung. Es entspann sich alsbald ein internationaler Depeschenwechsel grössten Stiles. Im Laufe der Jahrhunderte waren die Stolberger natürlich mit einer ganzen Anzahl besserer Familien des älteren hohen Adels verwandt und verschwägert geworden. Diese Familienbeziehungen nutzte Adolph nun in ihrem ganzen Umfange aus — und da der alte Kaiser Wilhelm von dem letzten Feldzuge noch zu müde war, die Sache auch wohl nicht für wichtig genug hielt, um ihretwegen einen neuen Völkerkrieg heraufzubeschwören, so musste Moltke seufzend nachgeben. Er zog einen Halbkreis unten um den Harz herum, und Stolberg ist — Gott sei Dank! — bis auf den heutigen Tag — ohne Eisenbahn.

II

Zu meiner Zeit, also im Jahre neunundachtzig, war es daher noch ziemlich schwierig, nach Stolberg zu gelangen. Man fuhr mit der Bahn bis Nordhausen — einer Stadt, die wegen des vielen Schnapses, der in ihr fabriziert wird, ihren Namen vollauf verdient. Dort musste man sich in einen kaiserlichen Postkutschkasten setzen und hatte dann noch über drei Stunden zu fahren, ehe man in der Residenz der regierenden Grafen von Stolberg-Stolberg ankam.

Heute ist es nicht mehr ganz so schlimm. Man hat von Berga-Kelbra, einer Station kurz vor Nordhausen, eine Sekundärbahn bis Rottleberode gebaut. Und von dort bis Stolberg ist es nur noch eine

Stunde, und zwar von Anfang an ein ganz herrlicher Weg. Ich bin ein Harzer und kenne und liebe den Harz: man darf es mir also glauben.

Schon damals liess ich mich jedoch durch die Ungunst der Verkehrsverhältnisse nicht abhalten, dem schönen Stolberg von Zeit zu Zeit den Rücken zu kehren. Öfter, als es meinem doch so milden Vorgesetzten, dem Herrn Amtsgerichtsrat, lieb war, sah ich mich mit und ohne Urlaub in menschenreichere Gegenden versetzt.

Speziell war es ein in der Nähe ansässiger Weinreisender, in dem ich einen sehr brauchbaren Menschen erkannt hatte, der mich mit Vorliebe von dem Pfade der Tugend und des Amtsgerichtes ab und mittels seines vortrefflichen und bequemen Privat-Fuhrwerks auf den Bahnhof von Nordhausen brachte. Von dort waren es nach Berlin nur noch vier Stunden.

Meine Berliner Freunde wunderten sich denn auch gar nicht, wenn ich von Zeit zu Zeit unter ihnen erschien. Wenn ich ihnen erzählte, dass ich Referendar in Stolberg sei, mochten sie diesen Ort für einen Vorort von Berlin halten. Sie wohnten ja selbst zum Teil in Friedrichshagen.

Gelegentlich einer solchen Anwesenheit in Berlin machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der seinem ganzen Ausseren nach keineswegs in den Kreis meiner Freunde zu gehören schien. Er war ziemlich anständig gekleidet, sogar mit einer gewissen billigen Eleganz, war nahezu bescheiden und schien immer Geld zu haben. Er erinnerte eher an einen stillen, sanften Kaufmannsjüngling, als an ein Genie — kurz er war in dieser Gesellschaft — dem sogenannten Genie-Convent — eine auffallende Erscheinung.

Auf dem Heimwege erkundigte

ich mich denn bei dem Obergenie unserer Gruppe, das auf den Namen Heinrich hörte:

— Nun sag' mir mal: wer ist denn eigentlich dieser neue Jüngling, den Ihr da bei Euch habt. —

— Das — o das ist ein sehr nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Hast Du nicht gesehen, dass er heute wieder ein Zwanzig-Mark-Stück wechseln liess? Eine Seele von einem Menschen. Wir glaubten es ihm schon abgewöhnt zu haben — aber nein! Siehst Du: das ist eine jener Gestalten, die einen immer wieder mit der Bourgeoisie aussöhnen . . .

— Nun ja . . . aber ich möchte gern wissen: was ist er denn eigentlich. —

— Ach, das ist das wenigste. Er heisst Sternberg. Sein Vater hat natürlich Geld . . handelt mit Wolle, Zwirn, Draht . . kurz allem, was länglich ist. Und er, der kleine Sternberg, misst es, bevor der alte

es verkauft. Na . . und dabei ist er aufs Dichten verfallen. Wie? — kann ich Dir beim besten Willen nicht verraten. Aber Du musst mal herkommen, wenn er was vorliest. Dann ist es immer sehr gemütlich. Er bezahlt dann stets freiwillig das Bier. Wir finden dann auffallend viel Talent in seinen Sachen und bestärken ihn natürlich eifrigst im Dichten. Willy hat ihn neulich in einer Ansprache den „Petrarca der Spandauer Strasse" genannt und hat ihn gezeichnet, wie er mit einem Meterstabe Lorbeer-Guirlanden misst.

— Ihr seid Ungeheuer!

— Erlaube mal: wir sind sein einziger Herzenstrost, denn seine Familie will von dem Saitenspiel in seiner Brust absolut nichts wissen, er muss es ängstlich vor ihr geheim halten. Also — was willst Du?

III.

In Stolberg hatte ich im Gedränge meiner Amtsgeschäfte nicht wieder an den dichtenden Jüngling gedacht. Um so erstaunter war ich über die Dinge, die ich nach einer längeren Abwesenheit von Berlin dort von ihm vernahm.

Sein Vater war gestorben und hatte ihm zwar nicht das Geschäft, das sein älterer Bruder übernahm, wohl aber ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Sofort mussten die seltsamsten Wandlungen in ihm vorgegangen sein. Man erfuhr jedoch nichts Bestimmtes darüber. Er war verschollen.

Es vergingen wiederum einige Monate, da hörte ich, dass er in einem Vororte von Berlin in einer Maison de santé untergebracht sei.

Durch den Arzt der Anstalt war an unser Obergenie eine Art Denkschrift gelangt, die geeignet war, die widerstrebendsten Gefühle zu erwecken. Sie trug die Aufschrift: „Ich erbte . . .“. Indem ich mich für den getreuen Wortlaut verbürge, gebe ich sie im folgenden wieder.

IV.

Ich erbte ....

Meine Gedichte, welche bisher unten in einer Schublade meines Schreibtisches gelegen hatten — auf einmal lagen sie obenauf, mitten auf dem grünen Tisch.

Es war ein Heft in Grossoktav, in rote Leinwand gebunden, nicht sehr stark und ohne Goldschnitt — denn die Menschen verspotten den Goldschnitt.

Ich notierte mir die Adressen einiger namhafter Berliner Verleger und nahm eine Droschke erster Klasse auf Zeit. Die Sache wurde mir weniger teuer, als ich befürchtet hatte: schon nach einer Stunde hatte ich alle Besuche erledigt.

Was nun?

Mir fiel ein, dass ich neulich in

einer grösseren Gesellschaft die flüchtige Bekanntschaft des ältesten Sohnes eines unserer berühmtesten Kritiker gemacht hatte. Der junge Mann stand in dem Alter von etwa 21 Jahren und war Student. Ich schrieb einen sehr höflichen Brief an ihn, legte einen 50 Mark-Schein bei, und da ich 2 Jahr älter war, glaubte ich dem jungen Mann einen ebenso nützlichen wie wohlgemeinten Rat erteilen zu dürfen. Ich legte ihm nämlich nahe, seinem Vater ein diesem gewiss hocherfreuliches selbständiges Interesse an schöner Litteratur dadurch zu verraten, dass er ihm meine Gedichte, als eine eigene Entdeckung, zeige, vorlese, oder wie er das nun wolle . . .

Tags darauf erhielt ich den Besuch eines mir bis dahin völlig unbekannten Herrn, der sich mir als Studiosus juris Soundso vorstellte. Derselbe überreichte mir einen 50 Mark-Schein und teilte mir sodann in einem sehr gleichgültigen Tone

mit, dass er mir eine Säbelforderung seines Freundes F. zu überbringen habe. Er legte dabei eine Karte, auf der seine Adresse verzeichnet stand, auf den Tisch, und eh ich in meiner Verwirrung ihm noch meinen Dank aussprechen konnte, war er schon mit einem höflichen Gruss verschwunden.

Ich schrieb nun einen zweiten Brief an den jungen F., in dem ich ihm für seine Forderung höflich dankte. Aus Ironie fügte ich hinzu, dass ich leider keinen Bedarf hätte, jedoch würde ich seine Wünsche insofern respektieren, als ich unter diesen Umständen von einer Zusendung meiner Gedichte an ihn absähe. Ausserdem bestätigte ich ihm den Wiederempfang der 50 Mark.

Einige Tage war ich nun gänzlich ratlos — fast verzweifelt. In besonders düsteren Stunden dachte ich sogar an Selbst-Verlag. Doch kam ich hiervon immer wieder zurück — denn die Menschen verspotten den Selbst-Verlag, und ich konnte in

Anbetracht meiner kaufmännischen Stellung nicht einmal als Autor mit meinem eigenen Namen hervortreten. Ich nannte mich als Dichter mit Anlehnung an meinen bürgerlichen Namen „Stellamons“.

Da las ich eines Morgens in der „Vossischen Zeitung“, dass ein edler Menschenfreund gesucht würde, der einem bedrängten Familienvater mit einem Darlehn aus der Not hülfe. Ich hatte derartigen Anerbietungen bisher wenig Beachtung geschenkt, jetzt aber kam mir plötzlich eine Idee, und ich schrieb sofort unter der angegebenen Chiffre an die Expedition.

Am andern Tage kam ein Mann zu mir, der schon durch sein Äusseres das allgemeinste Mitleid erregen musste. In einem abgetragenen schwarzen Rocke schleppte er eine Kollektion Gebeine mit sich herum, von der man sich wunderte, dass sie nicht klapperten. Dieser Mann erzählte mir, dass er zu Hause elf lebendige Kinder habe, und dass

seine Frau auf dem besten Wege sei, das Dutzend voll zu machen. Wenn der Mann nicht sonst einen überaus bescheidenen Eindruck gemacht hätte, würde ich mich des Verdachts nicht haben erwehren können, dass er renommiere.

Ich gab ihm meine Gedichte und sagte ihm folgendes:

— Mein lieber Mann, ich bin gern bereit, Ihnen durch ein Darlehn in der Höhe von 100 Mark aus der Not zu helfen. Ich verlange von Ihnen nicht, dass Sie mir diese 100 Mark verzinsen, auch mögen Sie sie mir zurückgeben, wann es Ihnen passt. Nur eins verlange ich von Ihnen als Gegenleistung: Sie müssen meine Gedichte verlegen. Erschrecken Sie nicht, lieber Mann, auch das soll für Sie nicht mit den geringsten Unkosten verknüpft sein. Im Gegenteil, ich hoffe, wenn ich Ihnen alles zur Eröffnung eines kleinen Verlages eingerichtet habe, werde ich Ihnen damit eine Existenz

schaffen können. Ich denke mich mehr und mehr auf die eigentlich dichterische Produktion zu werfen. Also nehmen Sie diese Gedichte jetzt mit nach Hause, lieber Mann, lesen Sie sie sich durch. Sie sehen, ich gedenke nicht, Sie zu überrumpeln und ihre Notlage auszubeuten. Morgen erwarte ich Ihre Entscheidung. —

Der Mann ging und kam andern Tags um dieselbe Zeit wieder. Er schien mir noch gedrückter und verstörter als das erste Mal. Mit zittriger Stimme begann er:

— Mein Herr! Das Leben hat mir böse mitgespielt. Schon seit meiner frühesten Kindheit verfolgt mich das Unglück. Mein bescheidener Verdienst steht in gar keinem Verhältnis zu meiner natürlichen Veranlagung als Vater und zu der unerschütterlichen Fruchtbarkeit meiner Frau. Oft genug fehlt uns das Brot im Hause, und unser Herz blutet und will fast zerreissen, wenn wir

unsere Kinder vor Hunger wimmern hören. Aber, mein Herr, das eine wenigstens hab' ich mir in all dem Jammer bewahret. Das eine ist mein Trost in trüben Stunden und richtet mich auf, wenn ich schier verzagen will. Ich bin trotz aller Anfechtung ein ehrlicher Mensch geblieben, mein Herz ist rein von bösen Thaten, und was ich auch im Leben schon Schweres erduldet habe, ich konnte mir noch immer sagen: Du leidest Unrecht, Du hast es nicht verdient, Gott muss Dich einmal entschädigen. Mein Herr! Nehmen Sie Ihre Gedichte zurück. Ich habe diese Nacht einen schweren Kampf mit mir gekämpft, vielleicht den schwersten meines Lebens. Doch ich bin als Sieger daraus hervorgegangen, und ich verzeihe Ihnen die Versuchung, in die Sie mich gebracht haben. Auch Gott möge Ihnen verzeihen! Leben Sie wohl. —

Der Mann verliess mit einer gewissen Würde mein Zimmer. —

Auch diese Hoffnung hatte mich betrogen. Ich war trostlos.

Ich hatte meinem Vater auf dem Sterbebette versprechen müssen, dem kaufmännischen Berufe treu zu bleiben. Ich war daher, weil ich mich mit meinem Bruder nicht vertragen konnte, in ein Konkurrenzgeschäft eingetreten und konnte mit meiner Stellung ganz zufrieden sein. Freilich war mein Chef ein streng denkender Kaufmann, und ich hatte daher meinen Verkehr mit dem Genie-Convent einstweilen aufgegeben. Hätte ich eine Ahnung gehabt von der Flamme meines Busens, oder hätte er nur einen Hauch Eures genialen Wesens verspürt, so glaube mir, mein lieber Heinrich, würde er mich auf der Stelle wegen Unzuverlässigkeit entlassen haben. Ach, die Philister sind gar zu brutal . . .

Aber trotz dieser schwerwiegenden Bedenken reifte nun tief in meinem Busen ein gewaltthätiger Entschluss. — Selbstverlag. — Es gab nichts anderes.

Schliesslich: es brauchte ja nur der Name des Druckers auf dem Titelblatt zu stehen. Und dann — musste es denn herauskommen? O nein! Wenn ich nur recht geschickt war . . . Ich vergegenwärtigte mir alle mir erinnerlichen Fälle, in denen man nach einem Morde niemals auf die Spur des Mörders gekommen war. Solche Fälle gab es doch, und zwar in ziemlicher Anzahl. Weshalb sollte ich nun gerade der Ungeschickte sein?

Es begann nun für mich eine Zeit der heimlichen Wonne. Hinter verschlossenen Thüren, wenn alles schlief, kostete ich die Wollust des Korrekturenlesens bis zur Ausschweifung. Dabei steigerte sich das Gefühl meiner inneren Grösse von Bogen zu Bogen. Es erreichte schliesslich eine Höhe, die mich erbeben machte. Einsam in meiner Grösse, gross in meiner Einsamkeit, wuchs ich vor meinen geistigen Augen allmählich zum Giganten heran. Ja,

es gab Stunden, wo ich mich schon mit Dir, mein Heinrich, zu vergleichen wagte. Verzeih!

Um jene Zeit war es auch, dass ich mir meinen Todfeind gewann. Ich sass eines Abends allein in einem Lokal. Er sass in grösserer Gesellschaft an einem Nebentisch und hatte wohl schon eine Stunde lang immer und immer wieder von Goethe gesprochen. O, ich hatte die beleidigende Absicht sofort bemerkt, hielt mich aber lange mit Macht zurück. Da er aber gar nicht aufhörte, begann ich schliesslich denn doch — in bescheidener Weise von mir zu sprechen.

Da lachte er . . .

— — — — — — — — — — — — —

Infolge eines Meineides, den er nach einiger Zeit in dieser Angelegenheit schwur, wurde ich wegen Körperverletzung zu einer Geldstrafe von fünfhundert Mark verurteilt. Der Staatsanwalt hatte drei Monate Gefängnis beantragt.

Mein Todfeind verfolgte mich nun erst recht mit allen Mitteln . . .

In meiner Gegend hatte er sämtliche Droschkenkutscher in seinen Dienst genommen und ihnen zugeraunt, sie sollten mich in eine unheimliche unbekannte Gegend fahren, wo er mich erwarten würde . . .

Ich war aber schlau und fuhr stets mit der Pferdebahn.

Doch er ging in seiner teuflischen Bosheit noch weiter . . .

Endlich waren meine Gedichte erschienen . . .

Da, etwa vier Wochen darauf, rief mich eines Abends nach Schluss des Geschäftes mein Prinzipal zu sich.

Er betrachtete mich lange mit stiller Teilnahme. Dann sprach er:

— Mein lieber Freund! Es thut mir herzlich leid, aber jener hat mir alles verraten. Und nicht bloss mir. Die Sache ist bereits ruchbar geworden. Sie begreifen daher . . die Rücksicht, die ich dem guten Rufe meines Hauses schuldig bin . .

Ich war entlassen. — — — —
Von nun an gehört mein Leben der Rache! — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Einstweilen hält man mich hier fest. Ha, ich weiss! Das Geld meines Todfeindes . . .

Wenn mein Verteidiger auch behauptet hat, der Mordversuch, so wagte er meines Herzens heilige That zu nennen, sei in einem Geisteszustande begangen, der die freie Willensbestimmung ausschliesse . . . ha, ha! Ich weiss es besser. Lachhaft, höchst lachhaft . . .

Ich weiss, was ich will. Ich weiss es. Klar steht es vor meiner Seele, als mein Schicksal, als meine Pflicht.

Und wenn ich auch dies erste Mal vorbeigeschossen habe . . .

Pah, was will das bedeuten! Das kam nur von meiner Dummheit, dass ich nicht näher an ihn herangegangen bin.

Das nächste Mal . . . hm . . . wir

werden ja sehn. Dann wird's schon besser gehn.

Lasst mich nur erst mal hier heraussein, dann werdet Ihr was erleben! — —

Der Doktor lachte immer so leise . . so als ob er eine Ahnung hätte . . . .

Ich glaube, er ist mein Freund.

Ja! Wenn er mich heute besucht, werd' ich ihm meinen Plan entdecken.

Er wird mir helfen, mich herauslassen.

Ich muss nach Berlin . . .

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Als ich Heinrich das Schriftstück schweigend zurückgab, sagte dieser achselzuckend:

— Ja, du mein Gott, wer konnte ahnen, dass der dumme Kerl keinen Spass verstehen würde.

Rosenthal & Co., Berlin S O., Rungestr. 20.